

## Der größte Schriftsteller im ganzen Land

### Einstweilige Verfügung

Zwischen dem 1. und dem 13. Oktober haben sechs Vorträge in Berlin stattgefunden, die — außer Shakespeare, Nestroy und Peter Altenberg — vorwiegend der anschlufreundlichen Tendenz dienen, das Bewußtsein, wer der größte Schuft im ganzen Land sei, auszubauen und zu vertiefen. Im Abdruck des Vortrags »Die faden Fehden« (Juniheft), der die eigentliche Kampagne eröffnete, war der Vorstellung des Widerhalls, des »Einsseins von Redner und Hörern«, durch die Aufnahme der bekanntesten Wirkungsklischees nachgeholfen. Auf dieses Verfahren muß für den Abdruck der Herbstvorträge verzichtet werden, weil man in diesem Falle wohl schon umgekehrt eher feststellen könnte, daß der »stürmische Beifall« des Auditoriums von den Sätzen des Redners unterbrochen wurde. Die Parteinahme für den größten Schuft entsprach der Dimension des Objekts keineswegs. Sie gab ihre Visitenkarte bloß zum Empfang des Redners ab und zwar so: Am ersten Abend glaubte man im Orkan ein Pfeifchen zu vernehmen, nicht anders als ob das Mündchen selbst sich zum polemischen Versuch gegen die Gewalt stellte, die ihm entgegengetreten war, das Mündchen, das in totaler Verkehrung der Sachlage den Orkan einen »Versuch« nennen würde, ein schwankes Rohr zu knicken. Am dritten Abend, vor Nestroy, ertönte es wieder, schon etwas gellender, bis ein sachlicher Berliner die Meldung erstattete: »Der Lump ist draußen«. Wiewohl sich der Sturm, wie immer dank solcher Intervention der Ohnmacht, inzwischen verdoppelt hatte, gelang es dem Auftretenden, mit dem folgenden Zuruf durchzudringen:

Ich möchte etwas in den Tumult rufen: Der Beweis, daß der Kerr kein Schuft sei, wird nicht gelingen!

Das Auditorium gab zu erkennen, daß es diese Ansicht teile. Zum fünften Abend jedoch, ausgerechnet vor der Feier, die dem Andenken Peter Altenbergs galt, ballte sich der Wunsch, den Vortrag zu sprengen, zu einem Spektakel zusammen, der den Beginn um zehn Minuten verzögerte, welche auf fünf Hinauswürfe verwendet wurden. Die selbstverständliche Beseitigung von Hindernissen, die sich vor eine künstlerische Darbietung stellen, nannte das Schlieferltum, das in der Berliner freiheitlichen Presse diesen Bestrebungen sekundiert, »Terror«, sarkastisch bemängelnd, daß der Vortragende »nichts gegen einen Saalschutz einzuwenden hat, der Andersdenkende mit Brachialgewalt von der Kraft des Geistes zu überzeugen sucht«. Einem der Andersdenkenden, die den Wunsch hatten, das Gedenken Peter Altenbergs nicht aufkommen zu lassen, wurde das mitgebrachte Instrument abgenommen. Ein Schwachkopf attestierte zu Gunsten der Andersdenkenden, die nur gegen die Kennzeichnung des Schufts hätten protestieren wollen: »Die Vorlesungen selbst verliefen vollkommen ungestört; das Pfeifen ertönte lediglich vor den Vorlesungen«. Noch nie dürfte ein wahrerer Satz auf einem Zeitungsblatt gestanden sein. Durch den Hinauswurf von Andersdenkenden, die wirklich nichts gegen Nestroy und Altenberg einzuwenden haben und bloß verhindern wollten, daß ihr Sprecher auftrete und der Abend stattfinde, war dessen vollkommen ungestörte Durchführung gesichert. Aber der Schwachkopf beklagt auch, daß der Sprecher ein solches Vorgehen gegen Ruhestörer und selbst Ruhestörerinnen »nicht nur duldet«, sondern auch »ausdrücklich für angebracht« erklärte, »obwohl er genau weiß, daß von einer Ruhestörung nicht gesprochen werden kann«. Das weiß er freilich genau und kann es für die ganze Dauer des Vortrags vom Moment des Hinauswurfs an bezeugen. Die Auffassungskraft dieser Berliner Intelligenz, soweit sie das öffentliche Wort hat, ist so dürftig, daß sie nicht einmal darauf kommt, wie dumm sie ist. Das selbstverständliche Recht des Andersdenkenden, aus welchen Gründen immer dort zu zischen, wo andere applaudieren, verwechselt sie mit dem Unrecht der planmäßigen Gewalttat, die vorweg der Möglichkeit opponiert, solche Meinungsfreiheit sich entfalten zu lassen. Während es doch keinem Saalordner eingefallen wäre, einem Liebhaber des Kerr

ein Haar zu krümmen, der nach oder in einem Vortrag gegen diesen seiner Verstimmung Ausdruck gegeben hätte, wie andere dem Gefühl heißen Dankes, haben sich die Töpel um die gute Gelegenheit gebracht, indem sie ihren Liebling schon an dem Vertreter Nestroys und Altenbergs rächen wollten, und ehe er auch nur für diese den Mund geöffnet hatte. Es ist ein unwiderbringlicher Verlust, daß sie nicht mehr die »eigenen Schriften« hören konnten, und das Pech besteht nicht so sehr darin, daß man anders, als daß man gar nicht denkt. Freilich könnte man sich das Wagnis einer Opposition, die noch zum Auftreten des Sprechers den Mut des bösen Vorsatzes beisammen hat, mit der Naturgewalt der gegen den Kerr entfesselten Wirkung unmöglich vereinbaren. Es spielte sich alles so ab, als wäre er dabei gewesen. Wie das Mündchen zu Beginn noch pfeifen kann, ist am Schluß eine ganze Persönlichkeit in ihre Atome zerstoßen. Was sich da für sie exponiert hatte, war nichts als der zum Scheitern verurteilte Wille, sich dem Kerr für die Förderung übler Geschäfte dankbar zu erweisen und seine Gunst zu bewahren. Dieser Liebesdienst ist, wenigstens in der männlichen Partie der Andersdenkenden, von keinem Antrieb der Natur diktiert, denn an der eigenen Stätte seines Wirkens vermag der Kerr nicht mehr Leidenschaft für sich anzubieten, als er selbst hat. Aber stärker als je meinem Wort die Tat der Überwältigung gelungen wäre, gelang sie wieder dem Zitat; stärker hat sich wieder einmal das Ereignis dieser Selbstauflösung eingestellt. Dank dem glorreichen Witz, den mir fünf Minuten vor dem erstmaligen Betreten des Podiums der Held des Tages darbot mit jener »einstweiligen Verfügung«, die ihn unsterblich machen wird und durch die er mir den Wunschtraum der Herausgabe seiner sämtlichen Kriegsgedichte, seinen Angsttraum, amtsgerichtlich verbieten ließ. Die Furcht des Autors vor der Verewigung seiner Werke hat eine Maßnahme durchgesetzt, die sie ihm erspart, aber eben diese treibt ihn nun rettungslos einer Unsterblichkeit in die Arme, der er entrinnen wollte, und das immerwährende Gedenken seiner Kriegsliryk ist ihm nun weit besser, aere perennius, garantiert als durch den gefürchteten Nachdruck. Zwei Motive drängten ihn zu dem Einfall, dessen Schlagkraft alle Gerichtskosten bezahlt macht, die er mir risikolos aufbürdet. Einerseits war's

dieser Wunsch selbst, dessen Erfüllung zugleich die wohlthätige Ablenkung einer Strafsache aufs zivilrechtliche Gebiet verheiß; denn wenn man sich schon nicht gegen die Stigmatisierung als Schuft schützen kann, weil das Brandmal dadurch noch größer würde, so hofft man wenigstens Gerichtsschutz gegen Agnoszierung als Gottlieb zu erlangen. Die Todesangst vor dieser zu bekennen, ist zwar ein Akt der Selbstlosigkeit, aber er ermöglicht immerhin, das Unangenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und dem Gegner materiellen Schaden zuzufügen. Mühelos ist es dem Kerr gelungen, das Gericht davon zu überzeugen, daß die satirische Absicht der Herausgabe seiner Kriegswerke — an der nichts ernst war als der Gedanke, daß ihr Autor die sittliche und geistige Verantwortung für sie und sämtliche Mitgottliebs noch heute trage und immerdar —, daß diese Satire eine ernste und unmittelbare Bedrohung seines Autorrechts bedeute. Noch überzeugender wirkt die Erbärmlichkeit der Lage, in der sich dieser Bedrohte befindet, wenn man die folgenden Sätze seines Klagebegehrens liest. Nachdem er dem Zivilgericht (vor dem er persönlich als Denunziant auftrat) eine Auswahl der mehr schlichten als blutrünstigen patriotischen Gottliebs serviert hat (von Deutschland, das . . . nicht . . . untergehn . . . darf, und dergleichen), bekennt er:

Der Kläger tritt heute zwar nicht für jedes einzelne aus den vielen Gedichten ein, die er in bewegter Zeit in den Tumult eines bedrohten Landes rief; er tritt aber durchaus dafür ein, daß er es damals getan hat.

So imponierend, daß man den Wirbel gar nicht merkt. Der Pazifist tritt also dafür ein, daß er damals im Dienste Scherls zum Vertobaken animiert hat und versichert nur, daß heute kein Grund mehr vorhanden ist, den Hunger gefangener Russen zu verhöhnen, weil doch jetzt eher die Zeit ist für die Förderung russischer Filme.

Selbstverständlich haben sich die Anschauungen des Klägers nach Abschluß des Krieges in manchen Punkten geändert. Aber gerade daraus will der Beklagte dem Kläger einen Strick drehen.

So eng als möglich, da der Bekenner trotz selbstverständlich geänderten Anschauungen das Wegpeitschen der Russen von

anno dazumal heute für nationale Gerichtszwecke verteidigt. Er tritt nicht mehr für alle Gedichte ein, weil jetzt kein Tumult mehr vorhanden ist, in den sie zu rufen wären, aber wenn die Zeit wieder »bewegt« würde, rief er wieder was.

Zusammengefaßt, hat der Beklagte dem Kläger nicht vorgeworfen, er habe kriegshetzerische Gedichte gemacht, sondern, daß er zum Siege Deutschlands gehetzt habe.

Unterstrichen! Hatte ich es dem Schuft unmöglich gemacht, damit auf ein deutsches Strafgericht zu wirken, so ist's ihm jetzt mit einem Zivilgericht geglückt. Der Vorsitzende hat sogar die Wendung von den Russen, die über ihre Haxen fallen mögen, als »guten Witz« hervorgehoben.

In einem Vortrage, den der Beklagte in Berlin hielt, erklärte er, er werde den Kläger aus Berlin vertreiben.

Nun beklagt er sich — vor einem Zivilgericht — über das Heft »Der größte Schuft im ganzen Land . . .«

Dieses Heft wurde mit besonderem Nachdruck in Berlin vertrieben; an den Anschlagssäulen erschienen Plakate mit dieser Überschrift; von Zeitungshändlern wurden diese Plakate an belebten Orten gezeigt, ihr Inhalt ausgeschrien.

Nicht so laut wie der Schmerz darob, den ein Zivilgericht stillen soll. Vertrieben wurde vorläufig nur das Heft. (Der besondere Nachdruck ist der der Schriftsätze.) Weiteres Gelingen muß an der Phalanx scheitern, die von den Platzvertretern des Sowjetsterns bis zu denen des Hakenkreuzes, das Haus Mosse in die Mitte nehmend, sich zusammenschließt, wenn es gilt, die Zugänge zur öffentlichen Meinung hermetisch gegen mich abzuschließen. Kerr bleibt, wie Schober bleibt, und in Schriftsätzen Mosses treten sie bereits Schulter an Schulter auf. Fakten zerstieben an den Verhältnissen und »die Verhältnisse, sie sind nicht so«, wird in der Dreigroschenoper gesungen. Es ist erreicht, daß man in Berlin »im Bilde ist«, aber der Porträtierte kann sich, wenn schon nicht vor dem Strafgericht, so doch im Theater zeigen. Wie er aber auch ein Zivilgericht betrügt, erweist die folgende Stelle:

Datum Beginn: Freitag abend

oder

Sonntag früh  
Montag früh

— 49 —

Zwispalt abscheulicher sei als das klare Persil am Himmel! Werden Sie ungeduldig, wo das ruhige Abwägen der Gegebenheiten und Möglichkeiten betrieben wird! Und wenn Ihnen dann wieder in flachster Begeisterung für einen technischen Fortschritt, der so überwältigend ist, daß er vom geistigen Rückschritt stündlich überholt wird, der Leitartikler davon schwärmt, daß Nordpolflieger die Hilfe einer in Erbarmen geeinten Menschheit durch das All herbeirufen können — so fragen Sie ihn als Sozialisten, die Sie sind, ob der Fortschritt auch jedem, der in Lebensnot verreckt, ohne sein Lebtage aus seinem Hundeloch herausgekommen zu sein, einen Funkapparat garantiert, und ob im Gebrauchsfalle die Menschheit zur Rettung herbeieilen würde! Lernen Sie Verachtung für die sozialistisch verkappten Emissäre der alten Geisteswelt, die Ihren Hunger mit den mitgebrachten Brocken abspeisen möchten und optimistische Gemeinplätze zur Siedelung empfehlen. Und wenn Ihrem Ungestüm entgegengehalten wird, daß die Probleme der leiblichen Wohlfahrt erst unter Dach gebracht werden müssen und daß diese Sorge alles Kulturverlangen zum Übermut stemple, so mißtrauen Sie einer Führung, die das primum vivere so banausenhaft traktiert, daß hinter diesem Primat keine höhere Verheißung mehr sichtbar wird als die lässige Hand, die die Reste vom Tische der bürgerlichen Kultur verabreicht — ein Ersatz, dem wir den Verzicht vorziehen; ein Trost, mit dem verglichen die gefühlte Tragik dieser Erdgebundenheit Erhebung wäre. Mißtrauen Sie schon der Sprache, die Ihnen so vordergrundhaft die sozialen Dinge schlichtet! Die Meinung täusche nicht über die bürgerliche Denkform, die in jedem Tonfall zu fassen ist; über eine Unwesenhaftigkeit, die doch nur des liberaleren Pulses entbehrt, den der Kampfstil der Älteren besaß. Aus diesem Geist würde die Welt, auch wenn sie ihm längst das Dach überm Kopf verdankte, um keinen

111.

Zoll fortbewegt! Es gilt, vor dieser Entwicklungsbureaukratie auf der Hut zu sein; aber Ihre Sache ist es nicht, sich gleich mir von ihr das Leben vergällen zu lassen. Ich freilich muß sie mit allem, was sie mir angetan hat, mit allen ihren Gegebenheiten und Möglichkeiten einbeziehen in den Bereich des Unerträglichen, des unverrückbar Hiesigen, das mich nicht mehr dauernd umgeben darf, wenn mich noch das Betreten dieser Insel beglücken soll. Ich habe mehr Nächte hindurch als Bismarck gehaßt und dieser Haß hat mich jung erhalten und bereit zur Liebe einer Menschheit, die ich vergebens in diesem Zerrbild suche. Aber die Menschheit ist es, was ich im tiefsten Grunde bejahe, nicht die Nation, der ich im tiefsten Grunde abgeneigt bin, und da gilt keineswegs, daß ich zu jenen Raunzern gehöre, von denen es immer begütigend heißt, daß sie ja doch nur das Oesterreichertum tadeln, weil verirrte Liebe ihr ganzer Zorn ist. Ja, Schmarren! Schubert aus Schweineschmalz! »Aus Tod wird Tanz, aus Haß wird Gspaß« meint das österreichische Antlitz des fidele Henkers. Aber so invertieren wir nicht! Liebe zu einer Nation, deren Bodenständigste einen Schlächter, der vom Menschenmord freigesprochen ward, mit dem Ruf umjauchzten: »Heil! Wir essen nur noch Wagner-Würstel!« Nein, aller Unrat dieser Örtlichkeit hat sich mir immer und heute mehr als je in den Phäakalien offenbart, die mit einer Unbefangeneheit ohnegleichen der Welt dargeboten werden, während ich vor Scham versinken möchte, tiefbewußt, daß die Vögel, die ihr eigenes Nest beschmutzen, doch nur die sind, die darin nichts als das Geschäft der Verdauung leisten. Und meine Landsleute können es von mir noch erleben — aber diesen letzten Streich behalte ich mir vor —, daß ich vor aller Welt bekenne, wo anders sei sogar das Rindfleisch besser! Wenn ich das ausgesprochen haben werde, wird man zugeben, daß der Timon von Athen ein Lokalpatriot

gegen mich war. Aber mein Haß, er hat vielleicht doch etwas hervorgebracht, was den Zukunftsfähigen dieser Region nützen kann, wenigstens durch das Beispiel der Verantwortung, mit der der Einzelne einer Vielheit gegenüberstand, deren Haß noch weit größer war. Denn in diesem Haß hat sich nach zehn Jahren der Freiheit der Begriff von bürgerlicher Einheitsliste so erfüllt, daß er noch die Gegenpartei erfaßte. Mögen Sie in dieser so wirken, daß ihr selbst nutzbringend ein moralischer Schauer davon verbleibe, wie sie an dem Fall eines Kämpfers für die Sache der Freiheit in die heillose Verbindung mit allem Bürgerlichen geraten war. Mir aber bleibt nach dieser dreißigjährigen Niederlage, die alle Jüngeren ermutigen könnte, die Parole: Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Österreicher!

---

*finden die Leute  
mich etwas  
schon ab  
67? nein  
müll plus hier  
ja*

## Der größte Schriftsteller im ganzen Land

### Einstweilige Verfügung

Zwischen dem 1. und dem 13. Oktober haben sechs Vorträge in Berlin stattgefunden, die — außer Shakespeare, Nestroy und Peter Altenberg — vorwiegend der anschlussfreundlichen Tendenz dienten, das Bewußtsein, wer der größte Schuft im ganzen Land sei, auszubauen und zu vertiefen. Im Abdruck des Vortrags »Die faden Fehden« (Juniheft), der die eigentliche Kampagne eröffnet hatte, war der Vorstellung des Widerhalls, des »Einsseins von Redner und Hörern«, durch die Aufnahme der bekanntesten Wirkungsklischees nachgeholfen. Auf dieses Verfahren muß für den Abdruck der Herbstvorträge verzichtet werden, weil man in diesem Falle wohl schon umgekehrt eher feststellen könnte, daß der »stürmische Beifall« des Auditoriums von den Sätzen des Redners unterbrochen wurde. Die Parteinahme für den größten Schuft entsprach der Dimension des Objekts keineswegs. Sie gab ihre Visitkarte bloß zum Empfang des Redners ab und zwar so: Am ersten Abend glaubte man im Orkan ein Pfeifchen zu vernehmen, nicht anders als ob das Mädchen selbst sich zum polemischen Versuch gegen die Gewalt stellte, die ihm entgegengetreten war, das Mädchen, das in totaler Verkehrung der Sachlage den Orkan einen »Versuch« nennen würde, ein schwankes Rohr zu knicken. Am dritten Abend, vor Nestroy, ertönte es wieder, schon etwas gellender, bis ein sachlicher Berliner die Meldung erstattete: »Der Lump ist draußen«. Wiewohl sich der Sturm, wie immer dank solcher Intervention der Ohnmacht, inzwischen verdoppelt hatte, gelang es dem Auftretenden, mit dem folgenden Zuruf durchzudringen:

Ich möchte etwas in den Tumult rufen: Der Beweis, daß der Kerr kein Schuft sei, wird nicht gelingen!

Das Auditorium gab zu erkennen, daß es diese Ansicht teile. Zum fünften Abend jedoch, ausgerechnet vor der Feier, die dem Andenken Peter Altenbergs galt, ballte sich der Wunsch, den Vortrag zu sprengen, zu einem Spektakel zusammen, der den Beginn um zehn Minuten verzögerte, welche auf fünf Hinauswürfe verwendet wurden. Die selbstverständliche Beseitigung von Hindernissen, die sich vor eine künstlerische Darbietung stellen, nannte das Schlieferltum, das in der Berliner freihetlichen Presse diesen Bestrebungen sekundiert, »Terror«, sarkastisch bemängelnd, daß der Vortragende »nichts gegen einen Saalschutz einzuwenden hat, der Andersdenkende mit Brachialgewalt von der Kraft des Geistes zu überzeugen sucht«. Einem der Andersdenkenden, die den Wunsch hatten, das Gedenken Peter Altenbergs nicht aufkommen zu lassen, wurde das mitgebrachte Instrument abgenommen. Ein Schwachkopf attestierte zu Gunsten der Andersdenkenden, die nur gegen die Kennzeichnung des Schuffs hätten protestieren wollen: »Die Vorlesungen selbst verliefen vollkommen ungestört; das Pfeifen ertönte lediglich vor den Vorlesungen«. Noch nie dürfte ein wahrerer Satz auf einem Zeitungsblatt gestanden sein. Durch den Hinauswurf von Andersdenkenden, die wirklich nichts gegen Nestroy und Altenberg einzuwenden haben und bloß verhindern wollten, daß ihr Sprecher auftrete und der Abend stattfinde, war dessen vollkommen ungestörte Durchführung gesichert. Aber der Schwachkopf beklagt auch, daß der Sprecher ein solches Vorgehen gegen Ruhestörer und selbst Ruhestörerinnen »nicht nur duldete«, sondern auch »ausdrücklich für angebracht« erklärte, »obwohl er genau weiß, daß von einer Ruhestörung nicht gesprochen werden kann«. Das weiß er freilich genau und kann es für die ganze Dauer des Vortrags vom Moment des Hinauswurfs an bezeugen. Die Auffassungskraft dieser Berliner Intelligenz, soweit sie das öffentliche Wort hat, ist so dürftig, daß sie nicht einmal darauf kommt, wie dumm sie ist. Das selbstverständliche Recht des Andersdenkenden, aus welchen Gründen immer dort zu zischen, wo andere applaudieren, verwechselt sie mit dem Unrecht der planmäßigen Gewalttat, die vorweg der Möglichkeit opponiert, solche Meinungsfreiheit sich entfalten zu lassen. Während es doch keinem Saalordner eingefallen wäre, einem Liebhaber des Kerr

ein Haar zu krümen, der nach oder in einem Vortrag gegen diesen seiner Verstimmung Ausdruck gegeben hätte, wie andere dem Gefühl heißen Dankes, haben sich die Töpel um die gute Gelegenheit gebracht, indem sie ihren Liebling schon an dem Vertreter Nestroys und Altenbergs rächen wollten, und ehe er auch nur für diese den Mund geöffnet hatte. Es ist ein unwiderbringlicher Verlust, daß sie nicht mehr die »eigenen Schriften« hören konnten, und das Pech besteht nicht so sehr darin, daß man anders, als daß man gar nicht denkt. Freilich könnte man sich das Wagnis einer Opposition, die noch zum Auftreten des Sprechers den Mut des bösen Vorsatzes beisammen hat, mit der Naturgewalt der gegen den Kerr entfesselten Wirkung unmöglich vereinbaren. Es spielte sich alles so ab, als wäre er dabei gewesen. Wie das Mündchen zu Beginn noch pfeifen kann, ist am Schluß eine ganze Persönlichkeit in ihre Atome zerstoßen. Was sich da für sie exponiert hatte, war nichts als der zum Scheitern verurteilte Wille, sich dem Kerr für die Förderung übler Geschäfte dankbar zu erweisen und seine Gunst zu bewahren. Dieser Liebesdienst ist, wenigstens in der männlichen Partie der Andersdenkenden, von keinem Antrieb der Natur diktiert, denn an der eigensten Stätte seines Wirkens vermag der Kerr nicht mehr Leidenschaft für sich anzubieten, als er selbst hat. Aber stärker als je meinem Wort die Tat der Überwältigung gelungen wäre, gelang sie wieder dem Zitat; stärker hat sich wieder einmal das Ereignis dieser Selbstauflösung eingestellt. Dank dem glorreichen Witz, den mir fünf Minuten vor dem erstmaligen Betreten des Podiums der Held des Tages darbot mit jener »einstweiligen Verfügung«, die ihn unsterblich machen wird und durch die er mir den Wunschtraum der Herausgabe seiner sämtlichen Kriegsgedichte, seinen Angsttraum, amtsgerichtlich verboten ließ. Die Furcht des Autors vor der Verewigung seiner Werke hat eine Maßnahme durchgesetzt, die sie ihm erspart, aber eben diese treibt ihn nun rettungslos einer Unsterblichkeit in die Arme, der er entrinnen wollte, und das immerwährende Gedenken seiner Kriegslyrik ist ihm nun weit besser, aere perennius, garantiert als durch den gefürchteten Nachdruck. Zwei Motive drängten ihn zu dem Einfall, dessen Schlagkraft alle Gerichtskosten bezahlt macht, die er mir risikolos aufbürdet. Einerseits war's

Diese Wendung gibt klar die Absicht des Antragsgegners wieder, den Antragsteller durch Veröffentlichung von Gedichten zu schädigen, um ihn lächerlich zu machen.

Wiewohl dort (abgesehen von dem autorrechtlichen Nonsens einer Heranziehung der beleidigenden Tendenz) nichts klarer als die Absicht wiedergegeben ist, die künftige polemische Antwort des Kerr auf den Druck der Schriftsätze abzudrucken — dessen Ankündigung wieder er selbst dem Gericht in die des Abdrucks seiner Kriegsliryk umgeschwindelt hatte. Und seine Furcht vor diesem besonderen Nachdruck wurde zum ewigen Gedächtnis in das Urteil aufgenommen:

Der Antragsteller behauptet, nach der Art, in welcher der Antragsgegner den literarischen Kampf gegen ihn führe, sei zu befürchten, daß der Antragsgegner seine Drohungen verwirklichen und die Gedichte des Antragstellers und auch Gedichte, deren Verfasser er nicht sei, welche aber von anderen Schriftstellern unter dem Decknamen »Gottlieb« veröffentlicht seien, drucken und verbreiten werde. Denn der Antragsgegner habe nach seinem eigenen Zugeständnis erklärt, er werde den Kläger aus Berlin vertreiben, das gegen den Antragsteller sichtigte Heft der Fackel werde auch mit besonderem Nachdruck in Berlin vertrieben. Da der Antragsgegner Vorlesungen in Berlin im Oktober angekündigt habe, sei anzunehmen, daß er die Vorträge dazu benutzen werde, den Gedichtband, der vielleicht schon druckfertig vorliege, öffentlich anzupreisen.

Er hatte, in mündlicher Verhandlung, dem Zivilrichter erzählt, was er dem Strafrichter nur schriftlich beibringen konnte:

Diese Kriegsgedichte

(das ihm vorgehaltene »Peitscht sie weg!«)

sind nicht sadistisch, sondern patriotisch. Er habe nicht wie Karl Kraus deutschfeindliche, landesverräterische Kriegsgedichte gemacht.

Ein Schuff. Wie er aber auch außerhalb der Gerichtssphäre lügen kann, beweist der folgende publizistische Vorfall. Die »Münchener Neuesten Nachrichten« hatten eine sachlich teilweise unzutreffende Meldung gebracht:

Kerrs Kriegsgedichte. Alfred Kerr, der bekannte Berliner Kritiker und Dichter, ist die Kritik unbequem

(Die in die öffentliche Meinung zugelassenen Analphabeten können nicht einmal das primitivste Satzgefüge sichern.)

die Karl Kraus, der Herausgeber der Wiener »Fackel«, an ihm, insbesondere auch an seinen Kriegsgedichten übt. Da Kerr der Meinung ist, daß literarische Entgegnungen und sachliche Nachweise den Kritiker nicht zum Schweigen bringen können,

(Was für sachliche Nachweise? Die meinen sollen mich zum Schweigen bringen? Und vollends die literarischen Entgegnungen des Kerr?)

hat er sich an die Gerichte gewandt und eine einstweilige Verfügung durchgesetzt, die es Karl Kraus untersagt, Kerrs Kriegsgedichte in irgendeiner Form zu verbreiten oder zu veröffentlichen. Jedoch scheint die Geldstrafe, die die einstweilige Verfügung für jeden Fall der »Zu widerhandlung« festsetzt, nicht unerschwinglich zu sein: Jedenfalls verhinderte sie Karl Kraus nicht, die verbotenen Gedichte an seinem ersten Berliner Vortragsabend vorzulesen.

Natürlich ein Stoß, wie alles, was Journalistenhände aus einer schon hinreichend unsinnigen Wirklichkeit machen. Darauf erschien das Folgende:

#### Kerr und Kraus

Alfred Kerr ersucht uns um die Veröffentlichung der folgenden Zellen:

In Ihrer Nr. v. 4. 10. wird mitgeteilt, daß auf meinen Antrag das Berliner Gericht gegen Herrn Karl Kraus-Wien eine einstweilige Verfügung erlassen hat, die sich auf die Verbreitung meiner im Weltkrieg entstandenen Gedichte bezieht. Sie sagen, Herr Kraus habe trotz der einstweiligen Verfügung Kriegsgedichte von mir vorgelesen.

Das ist ein Irrtum. Wahr ist, daß ihm die Vorlesung niemals verboten worden ist. Herr Kraus hatte jedoch anzukündigen gewagt, er werde gegebenenfalls Kriegsgedichte, die damals von verschiedenen Verfassern unter dem Namen »Gottlieb« usw. veröffentlicht worden sind, sämtlich »unter dem Namen Kerr drucken lassen«. Nur gegen diesen .. Plan einer Unterschlebung fremder Verse richtet sich die einstweilige Verfügung.

Ich verleugne keineswegs meinen damaligen Standpunkt. Ich rief im Weltkrieg manches Wort, das ich heute nicht vertrete. Doch ich vertrete, daß ich es damals rief.

Grunewald

Alfred Kerr

Dem Lügner wurde prompt, stramm und fix geantwortet:

Nochmals: Kerr und Kraus

Die »Münchener Neuesten Nachrichten« berichteten in ihrer Ausgabe vom 5. Oktober 1928, der Berliner Dichter und Kritiker Alfred Kerr habe dem Herausgeber der Wiener »Fackel«, Herrn Karl Kraus, gerichtlich untersagen lassen, Kerrs Kriegsgedichte in irgendeiner Form zu verbreiten.

Dieser Meldung setzt Herr Kerr in der Ausgabe der »Münchener Neuesten Nachrichten« vom 9. Oktober die Berichtigung entgegen, die von ihm erwirkte einstweilige Verfügung richte sich nur gegen den Plan, ihm fremde Verse zu unterschieben und die unter dem Pseudonym »Gottlieb« erschienenen Kriegsgedichte sämtlich unter dem Namen Kerr drucken zu lassen.

Als Anwalt des Herrn Karl Kraus habe ich dazu in dessen Auftrage zu erklären:

Es ist nicht wahr, daß sich die einstweilige Verfügung nur gegen den Plan richtet, Herrn Kerr fremde Verse zu unterschieben und die unter dem Pseudonym »Gottlieb« erschienenen Kriegsgedichte sämtlich unter seinem Namen drucken zu lassen.

Wahr ist, wie ich dienstlich versichere, daß die einstweilige Verfügung Herrn Karl Kraus ausdrücklich untersagt, auch die von Alfred Kerr tatsächlich verfaßten und unter den Pseudonymen »Gottlieb« und »Peter« gedruckten Kriegsgedichte unter dem Namen Kerr zu veröffentlichen. Darüber hinaus (Punkt 1) verbietet die einstweilige Verfügung aber sogar Herrn Karl Kraus, irgendwelche Gedichte des Herrn Kerr, also auch solche, die unter dessen eigenem Namen erschienen sind, zu veröffentlichen.

Die einstweilige Verfügung hat folgenden Wortlaut:

»Dem Antragsgegner (Kraus) wird bei Vermeidung einer vom Gericht für jeden Fall der Zuwiderhandlung festzusetzenden Geld- oder Haftstrafe verboten:

1. Gedichte des Antragstellers (Kerr) zu vervielfältigen und die einzelnen Exemplare der Vervielfältigung gewerbsmäßig zu vertreiben,

2. unter dem Namen des Antragstellers Gedichte, welche der Antragsteller unter den Pseudonymen »Gottlieb« oder »Peter« veröffentlicht hat, zu vervielfältigen und die einzelnen Exemplare gewerbsmäßig zu vertreiben,

3. Gedichte, deren Verfasser der Antragsteller nicht ist, unter dem Namen des Antragstellers zu vervielfältigen und die einzelnen Exemplare der Vervielfältigung gewerbsmäßig zu vertreiben.«

Berlin, den 15. Oktober 1928.

Dr. Botho Laserstein,  
Rechtsanwalt

Er ist also vor der breitesten Öffentlichkeit (auf die das nicht den geringsten Eindruck macht) der bewußten Wahrheitswidrigkeit überführt und des schmählischen Versuchs, einen mit juridischer Mechanik verübten odiosen Eingriff in das Gebiet der satirischen Freiheit in einen Akt konkreter Notwehr umzufälschen. Und der Berufslügner war bald darnach so wahrheitsliebend, in einem Feuilleton über Stendhal die Worte drucken zu lassen:

Literatenschaft!

(Zusammenfassend läßt sich folgendes denken: In der Jugend prahlen sie mit Immoralität. Später kaum. In der Jugend lügen sie zu. Im Alter lügen sie ab.)

Wofern einer nicht lächelnd auf den möglichsten Standpunkt kommt: daß Lügen einen Quark nützt.)

Was Presse ist, zeigte sich bei dieser Gelegenheit an den ‚Hamburger Nachrichten‘, die ausgerechnet an dem Tag die Lüge des Kerr druckten, an dem in München schon ihr Nachweis erschien. Selbstverständlich erhielten auch sie ihn in Form der gleichen Berichtigung und hatten die Frechheit, das Folgende daraus zu machen:

Noch einmal und zum letzten Mal: Kerrs Kriegsgedichte. Auf die von uns kürzlich veröffentlichte Erklärung von Alfred Kerr erhalten wir heute eine Berichtigung des Rechtsvertreters von Karl Krauß, daß die von Kerr veranlaßte einstweilige Verfügung Karl Krauß ausdrücklich untersagt, auch die von ihm unter der Pseudonyme »Gottlieb« und »Peter« veröffentlichten Gedichte vorzutragen oder zu verbreiten. — Wir nehmen davon Kenntnis, glauben aber nicht, daß die Öffentlichkeit noch weiteres Interesse an diesem Streit hat und schließen an dieser Stelle jedenfalls die Debatte.

Der Hamburger Analphabet ist mithin sogar in die primäre Unwahrheit von dem verbotenen Vortrag zurückgetölpelt. Er hat die Berichtigung, wenn er sie überhaupt gelesen hat, nicht einmal verstanden und nimmt von einem Sachverhalt Kenntnis, der ihm nicht mitgeteilt worden ist. Natürlich wurde er, unbeschadet seines Glaubens, die Öffentlichkeit habe kein weiteres Interesse an dem »Streit«, und ungeachtet seines Entschlusses, »an dieser Stelle jedenfalls die Debatte zu schließen«, darüber belehrt, daß ich das größte Interesse daran habe, daß mich betreffende Unwahrheiten nicht unberichtigt bleiben und Berichtigungen, die

ich sende, nicht verstümmelt und völlig im Sinn entstellt gebracht werden. Der Lüge des Kerr hatte das freche Blatt »gerne Raum gegeben«; es wurde bei sonstiger Strafanzeige aufgefordert, mit welchen Empfindungen immer, auch der preßgesetzlich korrekten Mitteilung der Wahrheit Raum zu geben. Die Willkür des öffentlichen Ignorantentums hat in Deutschland barbarischere und naivere Formen als in Österreich. Aber mit strenger Massage, Anschreien und dergleichen ist — mindestens dort, wo nicht die zugereisten Schlieferl den Ton angeben — noch alles in preußische Ordnung zu bringen. Man kann es mir schon glauben, daß ich nicht, um enttäuschte kulturelle Erwartungen erfüllt zu finden, einen Teil meines Lebens in Berlin verbringen möchte, sondern ausschließlich wegen des Rindfleisches. Was das Geistige betrifft, so hat das Leben unter Schober wenigstens das eine für sich, daß man ihm einen Reisepaß verdankt. Da macht es Freude, im Ausland zu beobachten, wie sich die Verhältnisse daheim zum Bessern wenden. Hat doch erst kürzlich Hainisch einen Fortschritt konstatiert und gesagt:

Daraus schöpfe ich die Hoffnung, daß unser kleines und verarmtes Volk einst eines der ersten Kulturvölker der Welt werden wird, wozu es alle Fähigkeiten besitzt. Während meiner Amtstätigkeit habe ich, soweit dies in meinen schwachen Kräften lag, versucht, zur Erreichung dieses hehren Zieles beizutragen.

Schwache Ansätze zu solchem Aufschwung konnte ich auch in Berlin beobachten, an der Wirkung, mit der mein Auditorium auf die bloße Nennung des Namens Kerr reagierte. Am ersten Abend las ich zehn Kriegsgedichte, die einen wahrhaft erschütternden Eindruck machten. Ich leitete diesen Vortrag mit den an den Applaussturm anknüpfenden Worten ein:

Ich möchte etwas in den Tumult rufen, rasch die Stimmung Aufrichtendes: von etwa 600 Kriegsgedichten einige, zum Teil noch unbekannte, eines verschollenen Autors. Ich nenne den Namen nicht; nicht, um ihn zu ärgern, sondern im Gegenteil, weil es wirklich einer Verleumdung gleichkäme, ihn für den Autor dieser Gedichte zu halten.

Dann las ich Gottliebs Gedicht »Rumänisch« (7. Okt. 1916),  
sodort die Erwartung enttäuschend, daß es jenes vom Poposcu sei.  
Es endet aber mit der Strophe:

Kainer kriegt ja soviele Prigul  
Auf dem ganzen Erdballescu!  
Schaint fast: warst net aufi g'stiegul,  
Warst net abi g'fallurescu!

Worauf freilich noch unter II ein Nachtrag folgt, der mit dem  
Reime schließt:

1/2  
Augu-Augu-Zahnu-Zahnu!  
Man verkaile den Bratianu!

L m

Hierauf kam »Das zweite Griechenland« (20. Sept. 1916) von  
Peter. Es beginnt:

Unausstehlich wird allmählich  
Veniselich — Veniselich.

Und endet mit der Strophe:

Diesem wilden Besserwisser  
Sollte man's besorgen, bis er  
Einschrumpft vor der Reue-Last  
Und in keinen Sarch mehr paßt.

1/2  
Dann »Rumäniens Feldherrn« (23. Sept. 1916) von Gottlieb.  
Darin wird gesagt:

Aus dem Alterssiedenhaus  
Holte man den Bogdan raus.

Sein Zustand wird wie folgt beschrieben:

Bogdan ist fallot-vertapert  
Und er ahnt nie, wo es hapert.  
Diesem Schlummergreis voll Kalk  
Hilft man mit dem Blasebalg.

Bei den Silben »tapert« zeigte sich stürmische Genugtuung.  
Während wieder mehr brechreizend die Stelle wirkte:

Von der Wärterin bei Nacht  
Wird er einmal rausgebracht.

Große Heiterkeit entstand bei dem Reim:

1/2  
In der Walachei und Moldau  
Von Genrälen ist es voll da

Mit dieser Ankündigung (des Gedichtbandes) ist es dem Beklagten durchaus ernst. In dem obengenannten Vortrag hat er wörtlich erklärt: »Es wird aber auch keinen Todfeind geben, der meinen sollte, daß ich eine angekündigte Aktion nicht exakt, zur allseitigen Befriedigung und so, daß auch Herr Kerr eine ästhetische Freude hat, durchführen werde....« Beweis: Juni-Nummer der ‚Fackel‘ Seite 20. Der Beklagte vermerkt in Klammern hinter dieser Stelle »Stürmischer Beifall«, den dieses in der Öffentlichkeit gegebene Versprechen in der Versammlung auslöste. Die Veröffentlichung der obengenannten Ankündigung bildet einen Bestandteil der Aktion des Beklagten gegen den Kläger, und es kann nach dem Umfange und nach den Mitteln, mit denen die ganze Aktion bisher durchgeführt ist, kein Zweifel daran sein, daß die Drohungen, einen derartigen Gedichtband zu veröffentlichen, von dem Beklagten durchaus ernst gemeint sind.

Welch ein Schuft! Selbst wenn die »Mittel«, mit denen die ganze Aktion bisher durchgeführt worden ist, auch die materielle Möglichkeit eines Drucks von 600 Gottlieb-Gedichten — so viele sind es — gewährten, waren die Drohungen nicht ernst gemeint, weil sich leider kaum hundert Leser für diese Produktion fänden. Aber es dürften sich mehr finden, die nachlesen werden, was auf Seite 20 des Juniheftes steht, und die wahrnehmen werden, daß der Schuft dem Zivilgericht die »angekündigte Aktion« der zu veröffentlichenden Schriftsätze, deren exakte Durchführung ich feierlich versprach, einfach in die angekündigte Aktion der zu veröffentlichenden Kriegsgedichte umgefälscht hat. Der stürmische Beifall dankte diesem Versprechen, das ich gehalten habe, und brach nach dem Zusatz »Ecco« aus, den er freilich nicht gut mitzitieren konnte. Er wird wieder sagen, ich sei ein Rabulist mit zwei b, aber er ist wirklich ein Fälscher aus dem FF. Und damit hat er auf das Zivilgericht den Eindruck nicht verfehlt, den ich ihn auf das Strafgericht nicht auswirken ließ, mir einen Vermögensschaden zugefügt und wieder nur die Beute eines Schriftsatzes gelassen. Nichts nützte die eidesstattliche Versicherung eines Mannes wie Theodor Haecker, der die Stelle des »angekündigten« Gottlieb-Buches stilkritisch als satirische Hyperbel, als den ernsthaften Ausdruck der Meinung definierte, daß der Kerr sittlich und geistig die Gesamthaftung für das infame Gottlieb-Geschäft innehatte. Nichts nützte auch die Vorlage eines Berliner

Zeitungsartikels, der den Titel »Einstweilige Verfügung als geistiges Kampfmittel?« führt:

Karl Kraus hat im Schwechtersaal seine Herbstvorlesungen begonnen. Er las am ersten Abend aus eigenen Schriften, — frei, leicht und überlegen, das »Ehrenkreuz« mit einer zauberhaften, ironischen Grazie.

In den Beifall platzte eine von Wenzel Goldbaum beim Gericht erwirkte einstweilige Verfügung Alfred Kerrs. Sie verbietet Kraus die Veröffentlichung und Verbreitung der Kriegsgedichte Kerrs, ferner die Herausgabe der Gottlieb- und Petergedichte unter dem Namen Kerr. Wert des Streitgegenstandes 5000 Mk.

(Wurde vom Gericht auf »vorläufig 20.000 RM« erhöht.)

Der Kampf, den Karl Kraus gegen Alfred Kerr führt, wurde dadurch um eine wirksame Pointe bereichert. — —

— — Jeder Mensch hat das Recht auf Wandlung, also auf Entwicklung. Jeder kann es sich verbitten, immer wieder nach Irrtümern seiner Vergangenheit beurteilt zu werden. Im Falle Kerr aber handelt es sich um etwas anderes: um die Bereitschaft, jeder Stimmung nachzugeben, um den Mangel an Widerstandsfähigkeit, um Zersetzungserscheinungen der impressionistischen Erlebnisform. Man entwickelt sich nicht, wenn man vom Kriegslыriker zum Gémierenthusiasten wird. Eins ist unverbindlich wie das andere.

Kraus hatte den glänzenden, in die Mitte der Polemik treffenden Witz gemacht, daß er die Gedichte von Gottlieb unter dem Namen Kerr herausgeben werde. Diesen Witz hat Kerr nicht einmal verstanden und wehrt sich gegen eine — Metapher mit einer gerichtlichen Verfügung.

Herbert Ihering.

Nutzte nichts!

Denn die Gutachten beschäftigen sich überhaupt nicht mit der Stelle auf Seite 207 der Zeitschrift, in der gesagt ist, der Antragsgegner werde unbeschränkt über das Autorrecht des Antragstellers verfügen.

Aber wie sollten sich auch die Gutachten mit der Stelle beschäftigen? Dem Gericht blieb es vorbehalten, in der Stelle, die sich auf mein altes Motiv, den Kerr jeweils durch seinen Abdruck zu überwinden, bezieht, die Bestätigung des Verdachts zu entdecken, daß ich seine Gottliebs abdrucken werde, und es bediente sich zu dessen Erhärtung sogar der Lesart, daß ich »über sein Autorrecht verfügen werde«.

Diese Wendung gibt klar die Absicht des Antragsgegners wieder, den Antragsteller durch Veröffentlichung von Gedichten zu schädigen, um ihn lächerlich zu machen.

Wiewohl dort (abgesehen von dem autorrechtlichen Nonsens einer Heranziehung der beleidigenden Tendenz) nichts klarer als die Absicht wiedergegeben ist, die künftige polemische Antwort des Kerr auf den Druck der Schriftsätze abzudrucken — dessen Ankündigung wieder er selbst dem Gericht in die des Abdrucks seiner Kriegsliteratur umgeschwindelt hatte. Und seine Furcht vor diesem besonderen Nachdruck wurde zum ewigen Gedächtnis in das Urteil aufgenommen:

Der Antragsteller behauptet, nach der Art, in welcher der Antragsgegner den literarischen Kampf gegen ihn führe, sei zu befürchten, daß der Antragsgegner seine Drohungen verwirklichen und die Gedichte des Antragstellers und auch Gedichte, deren Verfasser er nicht sei, welche aber von anderen Schriftstellern unter dem Decknamen »Gottlieb« veröffentlicht seien, drucken und verbreiten werde. Denn der Antragsgegner habe nach seinem eigenen Zugeständnis erklärt, er werde den Kläger aus Berlin vertreiben, das gegen den Antragsteller gerichtete Heft der Päckel werde auch mit besonderem Nachdruck in Berlin vertrieben. Da der Antragsgegner Vorlesungen in Berlin im Oktober angekündigt habe, sei anzunehmen, daß er die Vorträge dazu benutzen werde, den Gedichtband, der vielleicht schon druckfertig vorliege, öffentlich anzupreisen.

Er hatte, in mündlicher Verhandlung, dem Zivilrichter erzählt, was er dem Strafrichter nur schriftlich beibringen konnte:

Diese Kriegsgedichte

(das ihm vorgehaltene »Peitscht sie weg!«)

sind nicht sadistisch, sondern patriotisch. Er habe nicht wie Karl Kraus deutschefeindliche, landesverräterische Kriegsgedichte gemacht.

Ein Schuff. Wie er aber auch außerhalb der Gerichtssphäre lügen kann, beweist der folgende publizistische Vorfall. Die ‚Münchener Neuesten Nachrichten‘ hatten eine sachlich teilweise unzutreffende Meldung gebracht:

Kerrs Kriegsgedichte. Alfred Kerr, der bekannte Berliner Kritiker und Dichter, ist die Kritik unbequem

(Die in die öffentliche Meinung zugelassenen Analphabeten können nicht einmal das primitivste Satzgefüge sichern.)

die Karl Kraus, der Herausgeber der Wiener »Fackel«, an ihm, insbesondere auch an seinen Kriegsgedichten übt. Da Kerr der Meinung ist, daß literarische Entgegnungen und sachliche Nachweise den Kritiker nicht zum Schweigen bringen können,

(Was für sachliche Nachweise? Die meinen sollen mich zum Schweigen bringen? Und vollends die literarischen Entgegnungen des Kerr?)

hat er sich an die Gerichte gewandt und eine einstweilige Verfügung durchgesetzt, die es Karl Kraus untersagt, Kerrs Kriegsgedichte in irgendeiner Form zu verbreiten oder zu veröffentlichen. Jedoch scheint die Geldstrafe, die die einstweilige Verfügung für jeden Fall der »Zuwerhandlung« festsetzt, nicht unerschwinglich zu sein: Jedenfalls verhinderte sie Karl Kraus nicht, die verbotenen Gedichte an seinem ersten Berliner Vortragsabend vorzulesen.

Natürlich ein Stoß, wie alles, was Journalistenhände aus einer schon hinreichend unsinnigen Wirklichkeit machen. Darauf erschien das Folgende:

#### Kerr und Kraus

Alfred Kerr ersucht uns um die Veröffentlichung der folgenden Zeilen:

In Ihrer Nr. v. 4. 10. wird mitgeteilt, daß auf meinen Antrag das Berliner Gericht gegen Herrn Karl Kraus-Wien eine einstweilige Verfügung erlassen hat, die sich auf die Verbreitung meiner im Weltkrieg entstandenen Gedichte bezieht. Sie sagen, Herr Kraus habe trotz der einstweiligen Verfügung Kriegsgedichte von mir vorgelesen.

Das ist ein Irrtum. Wahr ist, daß ihm die Vorlesung niemals verboten worden ist. Herr Kraus hatte jedoch anzukündigen gewagt, er werde gegebenenfalls Kriegsgedichte, die damals von verschiedenen Verfassern unter dem Namen »Gottlieb« usw. veröffentlicht worden sind, sämtlich »unter dem Namen Kerr drucken lassen«. Nur gegen diesen .. Plan einer Unterschlebung fremder Verse richtet sich die einstweilige Verfügung.

Ich verleugne keineswegs meinen »damaligen Standpunkt. Ich rief im Weltkrieg manches Wort, das ich heute nicht vertrete. Doch ich vertrete, daß ich es damals rief.

Grunewald

Alfred Kerr

Dem Lügner wurde prompt, stramm und fix geantwortet:

Nochmals: Kerr und Kraus

Die »Münchener Neuesten Nachrichten« berichteten in ihrer Ausgabe vom 5. Oktober 1928, der Berliner Dichter und Kritiker Alfred Kerr habe dem Herausgeber der Wiener »Fackel«, Herrn Karl Kraus, gerichtlich untersagen lassen, Kerrs Kriegsgedichte in irgend-einer Form zu verbreiten.

Dieser Meldung setzt Herr Kerr in der Ausgabe der »Münchener Neuesten Nachrichten« vom 9. Oktober die Berichtigung entgegen, die von ihm erwirkte einstweilige Verfügung richte sich nur gegen den Plan, ihm fremde Verse zu unterschieben und die unter dem Pseudonym »Gottlieb« erschienenen Kriegsgedichte sämtlich unter dem Namen Kerr drucken zu lassen.

Als Anwalt des Herrn Karl Kraus habe ich dazu in dessen Auftrage zu erklären:

Es ist nicht wahr, daß sich die einstweilige Verfügung nur gegen den Plan richtet, Herrn Kerr fremde Verse zu unterschieben und die unter dem Pseudonym »Gottlieb« erschienenen Kriegsgedichte sämtlich unter seinem Namen drucken zu lassen.

Wahr ist, wie ich dienstlich versichere, daß die einstweilige Verfügung Herrn Karl Kraus ausdrücklich untersagt, auch die von Alfred Kerr tatsächlich verfaßten und unter den Pseudonymen »Gottlieb« und »Peter« gedruckten Kriegsgedichte unter dem Namen Kerr zu veröffentlichen. Darüber hinaus (Punkt 1) verbietet die einstweilige Verfügung aber sogar Herrn Karl Kraus, irgendwelche Gedichte des Herrn Kerr, also auch solche, die unter dessen eigenem Namen erschienen sind, zu veröffentlichen.

Die einstweilige Verfügung hat folgenden Wortlaut:

»Dem Antragsgegner (Kraus) wird bei Vermeidung einer vom Gericht für jeden Fall der Zuwiderhandlung festzusetzenden Geld- oder Haftstrafe verboten:

1. Gedichte des Antragstellers (Kerr) zu vervielfältigen und die einzelnen Exemplare der Vervielfältigung gewerbsmäßig zu vertreiben,

2. unter dem Namen des Antragstellers Gedichte, welche der Antragsteller unter den Pseudonymen »Gottlieb« oder »Peter« veröffentlicht hat, zu vervielfältigen und die einzelnen Exemplare gewerbsmäßig zu vertreiben,

3. Gedichte, deren Verfasser der Antragsteller nicht ist, unter dem Namen des Antragstellers zu vervielfältigen und die einzelnen Exemplare der Vervielfältigung gewerbsmäßig zu vertreiben.«

Berlin, den 15. Oktober 1928.

Dr. Botho Laserstein,  
Rechtsanwalt

Er ist also vor der breitesten Öffentlichkeit (auf die das nicht den geringsten Eindruck macht) der bewußten Wahrheitswidrigkeit überführt und des schmähhlichen Versuchs, einen mit juridischer Mechanik verübten odiosen Eingriff in das Gebiet der satirischen Freiheit in einen Akt konkreter Notwehr umzufälschen. Und der Berufslügner war bald darnach so wahrheitsliebend, in einem Feuilleton über Stendhal die Worte drucken zu lassen:

Literatenschaft!

(Zusammenfassend läßt sich folgendes denken: In der Jugend prahlen sie mit Immoralität. Später kaum. In der Jugend lügen sie zu. Im Alter lügen sie ab.

Wofern einer nicht lächelnd auf den möglichsten Standpunkt kommt: daß Lügen einen Quark nützt.)

Was Presse ist, zeigte sich bei dieser Gelegenheit an den ‚Hamburger Nachrichten‘, die ausgerechnet an dem Tag die Lüge des Kerr druckten, an dem in München schon ihr Nachweis erschien. Selbstverständlich erhielten auch sie ihn in Form der gleichen Berichtigung und hatten die Frechheit, das Folgende daraus zu machen:

Noch einmal und zum letzten Mal: Kerrs Kriegsgedichte. Auf die von uns kürzlich veröffentlichte Erklärung von Alfred Kerr erhalten wir heute eine Berichtigung des Rechtsvertreters von Karl Krauß, daß die von Kerr veranlaßte einstweilige Verfügung Karl Krauß ausdrücklich untersagt, auch die von ihm unter der Pseudonyme ›Gottlieb‹ und ›Peter‹ veröffentlichten Gedichte vorzutragen oder zu verbreiten. — Wir nehmen davon Kenntnis, glauben aber nicht, daß die Öffentlichkeit noch weiteres Interesse an diesem Streit hat und schließen an dieser Stelle jedenfalls die Debatte.

Der Hamburger Analphabet ist mithin sogar in die primäre Unwahrheit von dem verbotenen Vortrag zurückgetölpelt. Er hat die Berichtigung, wenn er sie überhaupt gelesen hat, nicht einmal verstanden und nimmt von einem Sachverhalt Kenntnis, der ihm nicht mitgeteilt worden ist. Natürlich wurde er, unbeschadet seines Glaubens, die Öffentlichkeit habe kein weiteres Interesse an dem ›Streit‹, und ungeachtet seines Entschlusses, »an dieser Stelle jedenfalls die Debatte zu schließen«, darüber belehrt, daß ich das größte Interesse daran habe, daß mich betreffende Unwahrheiten nicht unberichtigt bleiben und Berichtigungen, die

ich sende, nicht verstümmelt und völlig im Sinn entstellt gebracht werden. Der Lüge des Kerr hatte das freche Blatt »gerne Raum gegeben«; es wurde bei sonstiger Strafanzeige aufgefordert, mit welchen Empfindungen immer, auch der preßgesetzlich korrekten Mitteilung der Wahrheit Raum zu geben. Die Willkür des öffentlichen Ignorantentums hat in Deutschland barbarischere und naivere Formen als in Österreich. Aber mit strenger Massage, Anschreien und dergleichen ist — mindestens dort, wo nicht die zugereisten Schlieferl den Ton angeben — noch alles in preußische Ordnung zu bringen. Man kann es mir schon glauben, daß ich nicht, um enttäuschte kulturelle Erwartungen erfüllt zu finden, einen Teil meines Lebens in Berlin verbringen möchte, sondern ausschließlich wegen des Rindfleisches. Was das Geistige betrifft, so hat das Leben unter Schober wenigstens das eine für sich, daß man ihm einen Reisepaß verdankt. Da macht es Freude, im Ausland zu beobachten, wie sich die Verhältnisse daheim zum Bessern wenden. Hat doch erst kürzlich Hainisch einen Fortschritt konstatiert und gesagt:

Daraus schöpfe ich die Hoffnung, daß unser kleines und verarmtes Volk einst eines der ersten Kulturvölker der Welt werden wird, wozu es alle Fähigkeiten besitzt. Während meiner Amtstätigkeit habe ich, soweit dies in meinen schwachen Kräften lag, versucht, zur Erreichung dieses hehren Zieles beizutragen.

Schwache Ansätze zu solchem Aufschwung konnte ich auch in Berlin beobachten, an der Wirkung, mit der mein Auditorium auf die bloße Nennung des Namens Kerr reagierte. Am ersten Abend las ich zehn Kriegsgedichte, die einen wahrhaft erschütternden Eindruck machten. Ich leitete diesen Vortrag mit den an den Applaussturm anknüpfenden Worten ein:

Ich möchte etwas in den Tumult rufen, rasch die Stimmung Aufrichtendes: von etwa 600 Kriegsgedichten einige, zum Teil noch unbekannte, eines verschollenen Autors. Ich nenne den Namen nicht; nicht, um ihn zu ärgern, sondern im Gegenteil, weil es wirklich einer Verleumdung gleichkäme, ihn für den Autor dieser Gedichte zu halten.

Dann las ich Gottliebs Gedicht »Rumänisch« (7. Okt. 1916),  
sofort die Erwartung enttäuschend, daß es jenes vom Popescu sei.  
Es endet aber mit der Strophe:

Kainer krigt ja soviel Prigul  
Auf dem ganzen Erdballescu!  
Schaint fast: warst net aufi g'stiegul,  
Warst net abi g'fallurescu!

Worauf freilich noch unter II ein Nachtrag folgt, der mit dem  
Reime schließt:

Augu-Augu-Zahnu-Zahnu!  
Man verkaile dem Bratianu!

Hierauf kam »Das zweite Griechenland« (20. Sept. 1916) von  
Peter. Es beginnt:

Unausstehlich wird allmählich  
Veniselich — Veniselich.

Und endet mit der Strophe:

Diesem wilden Besserwisser  
Sollte man's besorgen, bis er  
Einschrumpft vor der Reue-Last  
Und in keinen Sarch mehr paßt.

Dann »Rumäniens Feldherrn« (23. Sept. 1916) von Gottlieb.  
Darin wird gesagt:

Aus dem Alterssiedenhaus  
Holte man den Bogdan raus.

Sein Zustand wird wie folgt beschrieben:

Bogdan ist fallot-vertapert  
Und er ahnt nie, wo es hapert.  
Diesem Schlummergreis voll Kalk  
Hilft man mit dem Blasebalg.

Bei den Silben »tapert« zeigte sich stürmische Genugtuung.  
Während wieder mehr brechreizend die Stelle wirkte:

Von der Wärterin bei Nacht  
Wird er einmal rausgebracht.

Große Heiterkeit entstand bei dem Reim:

In der Walachei und Moldau  
Von Genrälen ist es voll da

und gar nachdem ich zu dem Schluß:

Ja, zu spät sieht der Rumäne:  
Für den Kriegsfall hat man keene.  
An dem kühnsten Feldherrn Bogdan  
Muß man mit dem Luftschlauch doktern

die Entschuldigung zitiert hatte:

Die Form konnte nicht immer ersten Ranges sein.

Hierauf kam Gottliebs Hymne auf das Unterseeboot »Bremen«  
(29. Sept. 1916). Darin wird »Dank und Lob« gereimt auf:

England kriegt'n roten Kopp.

Sodann heißt es:

Still bewundert's Mensch und Viech —  
Selbst der Daily-Mail-Schmock schwiech.

Ferner:

Voll Ergrimmen in dem Bauch  
Krümmt sich Asquith wie ein Schlauch.

Der Triumph des Unterseebootes ist in die Verse gefaßt:

»Einmal hin — einmal her!«  
Unter Wasser ist es schwer.

Ein Liedchen »Gerechtigkeit« (6. Dez. 1916) von Peter beginnt:

Lang schon spuckte der Rumäne  
Nicht so viele Backenzähne.

Es endet, allen Kriegsausgang in Weltkrieg und Polemik prophetisch  
vorwegnehmend:

Auf das falsche Pferd zu setzen  
Ist kein irdisches Ergötzen,  
Hat was Peinliches, Verflixtes —  
Sixt es! Sixt es?!

Leider ist mir, im Sinne der einstweiligen Verfügung, nur der  
Abdruck von sogenannten »Kleinzitate« erlaubt. Ich nenne zwar  
nicht den Namen des Autors, aber sicher ist sicher und wenn-  
gleich klein, so doch fein. Und am Ende verdankt man auch  
diesem Zensurzwang die wirksamere Methode einer Andeutung,  
die mehr gibt als der volle Nachdruck in Freiheit vermöchte.  
Es folgte das schon berühmte »Peitscht sie weg! Peitscht sie  
weg!«; hierauf die den Feinden gewünschten Nachteile von

Bandwurm, Hühneraugen, Krätze, zur Ernährung schimmel-  
feuchtes Stroh und noch Rheumatismus im Popo; ferner »Wir  
arbeiten prompt (stramm, fix)« und das unvergleichliche, unver-  
gängliche »Stallupönen«, wo rüde Russen sind dreitausend  
Stücker fest von uns gefangen, die mal was Leckres haschen  
wollten und gegen die die Weisung ausgegeben wird:

Hütet nun die struppige Beute,  
Wanzenpulver nicht vergessen!  
Und »bewahrt das Licht«, ihr Leute,  
Weil sie jeden Wachsstock fressen.

Doch er vertritt, daß er es damals rief. Und zum Schluß, natürlich  
— nie ohne das — »Kerr am Schreibtisch«, wie er fertig ist,  
nämlich mit dem Rum . . . änenlied, dem ganz berühmten. Als  
ich die Maske Gespitztes Mündchen machte, ging's los. Wenn  
er nur ein mal dabei sein könnte, ganz versteckt, um sich zu  
überzeugen, wie lebendig sein Wort ist und alles noch heute  
wirkt wie am ersten Tag! Und er hätte seine ästhetische Freude  
gehabt, wie ich dann, zum Schluß, die einstweilige Verfügung  
hervorzog. (Blitzschnell hatte vor dem Auftreten ich als mein  
Regisseur die Verfügung getroffen, daß dies der Trumpf des  
Abgangs sein müsse, nicht die Einleitung, was auch möglich  
gewesen wäre.) Der Saal war ein Schrei, ein noch nie erlebtes  
Gemisch aus Hohn und Empörung, aber doch mit vorwaltendem  
Hohn. In dem Kapiieren der Pointe eines selbstmörderischen  
Angriffs ist dieses Berliner Auditorium unvergleichlich. Bei den  
Schlußworten: »Wert des Streitgegenstands 5000 Mark« ging ein  
Stampfen und Toben los wie bei Piscators Räubern, die ihren  
Roller wieder haben. Und als ich in den Tumult rief: »Kolossal  
überzahlt!« — die Resonanz zu beschreiben, müßte ich mir  
sämtliche Adjektive ausleihen, die den Vortragsschmöcken des  
Berliner Tageblatts für weniger geräuschvolle Saalerlebnisse  
zu Gebote stehen. Die Pause glich in ihrer Erregtheit und  
Bewegtheit jener Epoche, die die Entstehung der Gedichte  
ermöglicht hat. Auf der von keinem Mißton des Widerspruchs  
angetasteten Grundlage dieser Wirkung konnte ich die Rede  
beginnen:

## Der größte Schriftsteller im ganzen Land

(Gesprochen in der ersten Berliner Vorlesung, 1. Oktober)

Ich gehe nun daran, das Echo darzustellen, das die Erledigung dieser Gestalt, des Autors von Kriegsgedichten und Schriftsätzen, in Berlin geweckt hat. Und da ist vorweg zu gestehen, daß, mindestens für den unmittelbaren Erfolg, die Hoffnung betrogen scheint, Berlin sei in Dingen eines kulturellen Schamgefühls noch nicht der Wurstigkeit anheimgefallen jener Zone, aus der ich herkomme, der prinzipiellen Verschlampung, die doch erst der vollzogene Anschluß begreiflich machen würde. Denn abgesehen von den selbstverständlichen Dankesbezeugungen der vereinzelt Machtlosen hat die Berliner Öffentlichkeit im Fall des Schuftes Kerr bisher kaum anders reagiert als die bundesbrüderliche im Fall des Ehrenmanns Schober: durch Totschweigen und sich Totstellen, durch ein Achselzucken der Toleranz vor umrissenen und umreißenen Tatbeständen, durch die Berufung des schlechten Gewissens auf die anderen Sorgen, durch ein Abrücken der Bürger in »Egmont«, durch die Infamierung der Kampfmotive oder die Infamie der Verkleinerung des Gegenstands, die Methode, die, um eine Machtposition zu schützen, deren Geringfügigkeit entdeckt und bereit ist, zugunsten des Zunft- und Artgenossen selbst die Superiorität des Angreifers zuzugeben, der sich durch Befassung mit so kleinem Thema doch entwertet. Mehr als das: man habe ja längst gewußt, daß jener eine Null sei — sagen die, die es soeben durch mich erfahren haben, und die Nullität des Objekts wird gegen den eingewendet, der nichts anderes getan hat, als das Mißverhältnis zwischen Wert und Geltung einer wirkenden Null aufdecken, was schließlich die ethische Rechtfertigung jeder Polemik bedeutet. Und von einem Fall, dessen äußeres Format wohl zeitgeschichtlich sichtbar ist, spricht jeder Dummkopf mit einer solchen Initiative der Dummheit, als hörte ich das Argument von der »Überschätzung« des bekämpften Gegners in dreißig Jahren zum erstenmal und als hätte ich es in seiner umfassenden Banalität nicht schon tausendmal gehört, wenn ich von tausendmal geringeren Anlässen das Zeitbild bezog. Das Argument, durch

das die Zeit selbst sich der Verfolgung entziehen möchte, der Stachel der Papierwespe, der Ausfluß des Stinkkäfers, wie von einer ausgleichenden Gerechtigkeit der Kreatur zum Selbstschutz verliehen. Das Argument, in dem nichts enthalten ist als die eigene Erbärmlichkeit derer, die es vorwenden, um nicht auf den ersten Blick erkennen zu lassen, daß sie aus dem gleichen Gallert geformt sind wie die Gestalt, um die es geht. Aber gerade daran erkennt man sie auf den ersten Blick, und in der Ablehnung des Angriffs melden sich die Mitgetroffenen. Die Naturnotwendigkeit der Polemik ergibt sich aus der allgemeinen Erkenntnis ihrer Überflüssigkeit bei Fortwirkung des Übels, welches nur so lange »überschätzt« erscheint, solange der Angriff dauert, um nachher den unverminderten Respekt einzuernten. Es ist die letzte Konsequenz der Sklaverei, den Tyrannen zu verkleinern, um den Befreier lahmzulegen; hinterher wird jenem jeder Zollbreit der Machtposition ersetzt. Niemand habe den Kerr je ernstgenommen, kein ernster Mann in der deutschen Literatur ihm bisher überhaupt die Achtung einer Auseinandersetzung zuteil werden lassen! Und vor diesem Faktum, welches sich natürlich nicht etwa daraus erklärt, daß es so wenig ehrliche Männer in der deutschen Literatur gibt — vor diesem Faktum können die Speichelleckereien, die sämtliche führenden Geister Deutschlands erst jüngst dem Kerr zuteil werden ließen, kann die Macht, die er über die gesamte Theaterwelt ausübt, entschieden nicht in Betracht kommen. Plötzlich ist es »zu viel Ehre«, sich mit dem Kerr einzulassen. Aber wenn ich einen dieser Literaturbürger, die es mir sagen lassen oder gar schreiben, aufforderte, wenigstens das öffentlich auszusprechen, in Druck zu legen, meinestwegen unter Aushöhnung meines Kraftaufwands gegen eine Null — er würde spurlos verduften hinter die Beziehungen der Welt, in die er gehört und aus der er sich nie hätte hervorwagen sollen, um mich wohlmeinend zu beraten. Ich habe einen dieser Ratgeber, die mir einen »größeren Gegner« wünschen, um die umgehende Angabe der Adresse eines solchen gebeten, nicht ohne der Befürchtung Ausdruck zu leihen, daß im Falle der Vorrätigkeit vor der Größe die Gegnerschaft aufhören möchte. Zu viel Ehre! Als ob man sie jemals dort erweisen könnte, wo an sichtbarer Stelle zu wenig vorhanden ist! Und

als ob die polemisch erwiesene Ehre nicht von dem Maß jener Ehre bestimmt wäre, die die Tellerlecker einem Gunsttyrannen erweisen: die preßfürchtig geborne Theatermenschheit, die dem letzten Schmierfink das Ehrendoktorat verleiht; die von einem Preßhauch erschütterbare Prominenz; die hoffnungslos verlorenen Sklaven des Kulturmarkts, welche aus der Geisteigenschaft zu befreien, dem Tollkühnen den Undank sichert von Prostituierten, denen man gegen den Zuhälter hilft. Aber dies ist noch psychisches Festland, verglichen mit einem nach sämtlichen Winden zugleich gedrehten Literatentum. Ich meine die Sorte, die es längst gewußt hat, was sie gerade durch mich erfahren hat: nämlich wer der Kerr sei. Eben denen kann ich sagen, daß es nie zu viel Ehre in der Literatur geben kann, nur zu viel Ehrlosigkeit! Und vor allem zu viel Dummheit — welche mich gleichwohl nicht abhalten wird, sie als unzulänglichen Schutz der Feigheit zu erkennen. Nicht dieser Notstand überrascht mich, sondern die Formen der Notwehr, die eine literarische Welt ersinnt, welche es sich endlich verdient hat, mit der Zeitschrift gleichen Namens verwechselt zu werden. Soll man es für möglich halten? Das Literatentum, diese unter allen bürgerlichen Berufen weitaus kläglichste und dürftigste Ausdrucksform bürgerlichen Denkens, weiß keine stärkere Herabsetzung eines geistigen Kampfes zu erfinden, als wenn es ihn zu einem »Literatengezänk« bagatellisiert, wiewohl doch nachweisbar ist, daß ich nicht gezänkt habe, sondern Akten veröffentlicht, und daß es beim Partner nicht einmal zum Zanken gelangt hat, sondern kaum zum Lallen. Doch auch die Argumente derer, die nicht einmal dem Zuschauen bei diesem so ungleichen Kampf gewachsen sind, werden nur noch gelallt. Komplizierteres zur Abweisung sonnenklarer Beweise vermögen sie nicht beizubringen als den Vorwurf, daß einer »sich doch nur Reklame machen wolle«, wenn er mit sittlichen und geistigen Behelfen ein Zeitgewissen aufzurütteln unternimmt, im Forum derselben Öffentlichkeit, deren sensationelle Beachtung sie täglich mit den Greifwerkzeugen der Unwahrhaftigkeit und Talentlosigkeit erraffen. Haben sie nicht das Bedürfnis, wenn sie mit sich allein sind, vor dem Schlafengehen, einmal wenigstens recht zu tun und vor sich auszuspucken? Nein, sie stehen mit dem hysterischen

Vorsatz auf, mich zu bespeien als den Schuldtragenden, der sie durch sein Dasein an ihre Absenzen erinnert hat. Der hysterische Aufschrei darf gelegentlich das mannhafte Schweigen unterbrechen. Aber dieses Schweigen einer Publizistik, die nur vor mir um den Ausdruck ihrer Lumperei verlegen wird, es wäre beiweitem nicht beredt genug, wenn man nicht auch durch mündliche Überlieferung erführe, welche Vorstellungen von mir und meinem Tun das Schreiberpack hat und auf diesem Wege zu verbreiten sucht, von mir, vor dem aller technische Fortschritt des Druckwesens zugunsten des ältesten publizistischen Verfahrens, der Legendenbildung, abdiziert hat. Irgendein Lauffeuerbursch der öffentlichen Meinung trägt etwa herum, ich hätte die September-Fackel an Berliner Journalisten, »auch an solche vierten Ranges«, unaufgefordert gesandt — eine Version, durch die freilich meine Reklamesucht auf Kosten meiner Gewinnsucht überschätzt wird, da ich doch eher als selbstverständlich annahm, daß sie es alle kaufen werden. So von der Parteien Haß und Gunst unverwirrt, bewirke ich im Nu, daß das Charakterbild jener zu schwanken beginnt, die nur an meine Sphäre rühren. Wenn über eine Arbeit, von deren logischer Linienführung jemand den Eindruck hatte, gegen ihre Überzeugungskraft seien die Beweisgründe des pythagoräischen Lehrsatzes ein vages Gerücht — wenn über dieselbe Arbeit geurteilt werden kann, sie lasse meine »Reklamesucht« hervortreten, so muß zugegeben werden, daß geschlossener als meine Beweiskette die Phalanx des Gesindels ist, dem man mit nichts imponieren könnte, eben weil man an ihnen selbst die Beweiskraft bewährt, sie zu Mitschuldigen zu machen!

Es sind schon Heroen, die diesen Zustand, der auf mündliche Überlieferung angewiesen ist, zum publizistischen Ausdruck bringen. Von gedruckten Äußerungen, in denen er sich zu erkennen gab, ist mir bisher das Urteil eines Mannes übermittelt worden, von dem mir kommentierend berichtet wurde, er sei ein Faktor, der das Berliner Kulturleben wesentlich dadurch beeinflusse, daß er die Theatergarderoben gepachtet und außerdem Kants Kritik der reinen Vernunft in Stanzen geschrieben habe. Wiewohl man ihm bei dieser Verbindung auseinanderstrebender Interessen eigentlich mehr die Kritik der praktischen

Vernunft zugetraut hätte, ist eine Vereinbarkeit insoferne doch bewirkt, als sich herausstellt, daß der Mann die Kriegsgarderobe des Kerr in liebevolle Obhut genommen hat. Er neigte der versöhnlichen Auffassung zu, daß — Menschen, Menschen san mir alle — wir schließlich alle einmal Kriegsgedichte geschrieben haben, womit er zwar meine unmenschliche Ausnahme übersehen hatte, aber dem Kostümwechsel des Kerr eine sympathische Seite abgewann, während er andererseits auf die verwahrlosten Anzüge der Teilnehmer einer »Kerr-Matinee« einen sichtlich mißbilligenden Blick warf. Da aber bekanntlich die Theatergarderobe das einzige sichere Theatergeschäft ist, so daß Peter Altenberg sagen konnte, wenn kein Mensch hineingeht, wird noch immer so viel an der Garderobe verdient, daß man gut herauskommt, so muß man selbst nach Kerr-Matineen den Mut nicht sinken lassen. Einem anderen Berliner Literaten ist aus dem gleichen Anlaß die Einordnung der Kerrschen Kriegslyrik in das Gebiet der Menschlichkeit mit dem Argument gelungen, daß der Dichter eben in einen »Berserkerzorn« geraten sei, »als seine ostpreußische Heimat von den Russen besetzt war«. Die Menschlichkeit erscheint hier immerhin national begrenzt. Was tut aber Gott? Er läßt den Kerr in Breslau zur Welt kommen und seinen Berliner Sachwalter in Wien. Was sonst zu hören war, indem es nicht zu lesen war und was sich mit der Ärmlichkeit des literarischen und journalistischen Durchschnitts decken dürfte, ist hauptsächlich der allerdings unwiderlegliche Einwand, daß das Septemberheft der Fackel 208 Seiten habe, wovon nur eine illustriert ist. In diesem Einwand kommt schlagend der Gedanke zum Ausdruck, daß der Mensch keine Zeit hat. Ja, darin steckt so ziemlich die einzige Wahrheit dieser zweifelhaften Realität, in die alles Heutige und Hiesige eingespannt ist, und gewiß mag es verlockender sein, den Kerr im Sprechfilm zu schauen und seinen Jauchzer zu hören, daß dieses Leben etwas Herrliches sei, welches eben solche Errungenschaften ermöglicht hat — gewiß mag solches verlockender sein, als sein Wesen auf 208 Druckseiten ausgebreitet zu bekommen, die er zum Teil selbst verfaßt hat. Aber ich glaube bei alledem nicht, daß die Schwierigkeit in der äußeren Länge liegt, vielmehr glaube ich, daß das Hindernis schon jeder einzelne meiner Sätze bildet, deren Geschlossenheit

nicht nur die Energie des Nachdenkens anfordert, sondern auch den schweren Entschluß, erkennen zu müssen, wie wenig herrlich das Leben in solcher Zeitgenossenschaft ist. Wiewohl es gewiß Menschen in Berlin gibt, gut oder schlecht angezogene — und ich spreche hier wie in Wien zu solcher Inselwelt —, die die Lektüre dieses Heftes dem spannendsten Kriminalroman nicht nur vergleichen, sondern auch vorziehen, so will ich ja gern glauben, daß die Majorität sich noch immer leichter durch einen Zauberberg des Thomas Mann durchfrißt. Zu denen, die mich nicht auslesen können, weil sie Wichtigeres zu tun haben, kommen nun wieder solche, die mehr der Ansicht zuneigen, daß ich mich ausgeschrieben habe, eine Wahrnehmung, die schon vor dreißig Jahren gemacht wurde und seit damals Eingang in die Literatur gefunden hat. Und ich würde, was allerorten die Leute sagen, endlich glauben, wenn es nicht neulich auch der Großmann gesagt hätte, dem ich gar nichts glaube und der die Gabe hat, mich zum Weiterschreiben anzufeuern. Aber die Berliner Literaten, von denen ich das dunkle Gefühl habe — und ich will es einmal ausplauschen —, daß sie aus Wien sind (ohne doch meine Heimatssehnsucht vertiefen zu können), sie sind es im Grunde ja nicht, was mich nach Berlin zieht und ich möchte eben ihnen versichern, daß das Problem dieser Abkehr von einem fruchtbaren Boden, dem so viel Haß entsprossen ist, viel tiefer liegt als ihre Interessen. Nein, der Betrieb im Geistesleben ist es nicht, was ich hier suche. Weit mehr als die Berliner Literaten fesseln mich die Berliner Chauffeure mit ihrem relativ geringeren Betrieb, und wenn ich das sage, so will ich, auf die Gefahr hin, von den Literaten nicht verstanden zu werden, ausdrücken, daß ich die wertlosen Reste einer individuellen Lebenskultur preisgebe für die Nervenwohlthat, reibungslos an dem neutraleren Bild einer Zivilisation vorbeizukommen, die es eben erlaubt, indem sie mit der Entseelung auch den technischen Ersatz gewährt hat. Eine Möglichkeit, unmittelbar geistiges Terrain zu gewinnen und eine bürgerliche Dumpfheit aufzuwecken, die keine andere Erkenntnis von mir abnehmen könnte als die meiner Eitelkeit, sehe ich weder hier noch dort. Auch hier werde ich es erleben, daß die Frage fühlender Herzen: was wird nun geschehen? unmittelbar mit dem furchtbar hoffnungslosen Nichts

beantwortet wird, ja daß eine versklavte Kulturkundschaft sich nur noch enger um den bedrängten Bedränger scharf. Vielleicht daß die praktische Wirkung, die ich erreichen könnte, im Größenverhältnis der Hörschaften, der Erfolg sein wird, das Gebiet des Bewußtwerdens ein wenig erweitert zu sehen, worin ein stigmatisierter Unüberwindlicher in seiner Lächerlichkeit und Verächtlichkeit fortwirkt. Alles zusammengefaßt muß leider schon heute rückschauend gesagt werden, daß im gegebenen Falle wie in einer anderen großen Sache des Geistes, an der ich tätig war, in einer positiveren Aufdeckung, nämlich der sogenannten »Irrenhauslyrik«, die Ehre der deutschen Kultur von Paris aus rehabilitiert worden ist. Denn in diesem Falle steht gegen das Totschweigen der literarischen Welt Deutschlands die Stimme der »Europe Nouvelle«, in der mit dem edelsten Verständnis für Werte deutscher Sprachkunst ein Franzose sich der Sache bemächtigt und Nachforschungen in der Fremdenlegion angekündigt hat, durch die es die französische Regierung unternommen wird, einen verschollenen deutschen Dichter zu suchen, einen, der eine ganze deutsche Akademie aufwiegt. Erst aus der Pariser Revue hat die deutsche Presse unter Verschweigung der Quelle und mit Hinausfälschung meines Anteils sich zu dem Ereignis gestellt, das wichtiger ist als die Entdeckung des Nordpols und von dem ich den Hörern der Herrlichkeiten, die ich hier im Frühjahr gesprochen habe, vorläufig nur sagen kann, daß das Wunder durch keinerlei Erklärungen von Berliner Literaten bisher beschädigt wurde. \*) Aber auch im Fall der Entdeckung eines schlechten Kriegslyrikers mußte erst in Paris ausgesprochen werden, was die Berliner nicht zu hören bekommen:

#### Déception

Le littérateur Karl Kraus, directeur de Die Fackel (La Torche), éditée à Vienne, vient d'entreprendre une violente campagne contre l'écrivain et critique célèbre Alfred Kerr. La véhémence de Kraus, dans ses articles et dans des affiches publiques à Berlin, va jusqu'à traiter Kerr de »prince des gredins allemands«.

\*) Über diese Angelegenheit und alle ihre Weiterungen bis zum Ulk von Troglodyten und Konfektionsreisenden wird im geeigneten Zusammenhange gesprochen werden.

Ce qui intéressera en France, c'est que Kraus a établi, de façon irréfutable, qu'Alfred Kerr, qui, appelé par Comœdia et MM. Painlevé, Daladier et von Hoesch, vint prêcher en Sorbonne le rapprochement franco-allemand, est l'auteur des chansons de guerre les plus infâmes, qu'il publiait dans les organes du pangermaniste Hugenberg, sous le nom de Gottlieb.

Und in der Neuen Pariser Zeitung (22. Sept.) schreibt ein mir Unbekannter:

Zur Zeit steht der Vernichtungskampf, den Kraus gegen Alfred Kempner alias Kerr begonnen hat, im Mittelpunkt des literarischen Interesses aller Deutschen, denen an der Reinlichkeit in geistigen Dingen gelegen ist.

Wie viele sind denn das? Die hier Anwesenden könnten, so hoffe ich, mit Recht die schon bewährte Antwort geben: Alle!

Da Kerr, der während der Kriegsjahre eine der Hauptstützen der Scherischen Haßliederfabrikation gewesen ist — unter dem Sammelnamen »Gottlieb« wurde dieser gemeingefährliche Schund damals in die Welt gesetzt —, neuerdings in Paris als Rapprochementsapostel aufzutreten sucht, besteht aller Anlaß, seine Entlarvung auch in Paris zu gebührender Kenntnis zu nehmen.

»Der größte Schuft im ganzen Land . . .« (Die Akten zum Fall Kerr) ist der Titel der Septemhernummer der Zeitschrift »Die Fackel«, deren Erscheinen auf allen Berliner Anschlagssäulen angekündigt wurde und die eine meisterhafte Darstellung des Materials gibt, das gegen den Literaturpapst Kempner-Kerr zur Diskussion steht. Mit heißem Bemühen sucht Kerr den Prozeß zu verschleppen, durch den Karl Kraus seinen Anwurf »Verleumder« beantwortet hat. Mit dreckigen Denunziationen sucht er in haltlosen Schriftsätzen das Gericht gegen die eindeutige Persönlichkeit seines Anklägers zu beeinflussen. Doch schon beginnt die Kerrdämmerung, aus der vielleicht dereinst ein neuer Tag für Deutschlands Bühnenleben hervorbrechen kann.

Das walte Gott, dem die blasphemische Verbindung mit seinem Namen schon lange nicht lieb ist!

Bleibe noch darzustellen, wie der Held selbst, der größte Schriftsteller im ganzen Land, auf eine Enthüllung reagiert hat, die doch mit der Handhabe selbstverfaßter Dokumente vorwiegend eine Selbstenthüllung war, und wie die Macht, die die Ohnmacht deckt, sich gebärdet hat, als sie ihm den letzten

Liebesdienst erwies, die letzte, aber einzige und wieder zweifelhafte Ehre, das leere Zeremoniell des journalistischen Beistands. Noch am 31. August, nach schwülen afrikanischen Nächten, in denen die Ahnung von dem Kommenden wie die Luft der Sahara auf seinen Träumen lag, scherzte er, er sei »kurz in Marseille gewesen«:

(Damit ist nichts gegen meine Körperlänge gesagt.)

Als er aber noch nicht lange in Berlin war, traf ihn das Unabwendbare, dessen Vorstellung er in einer jener unvergeßlichen Anspielungen auf die »faden Fehden«, die es ausgerechnet auch in Arabien gibt, zum Ausdruck gebracht hat. Er sah dort nämlich Lämmchen zur Schlachtbank geschleift werden, und da feuerte er die Schlächter nicht wie einst mit Kriegsgesängen an, sondern er sah es betrübten Auges, dachte an sich und nannte sich bei dieser Gelegenheit einen »Pazifisten«. Unter der beliebten Ziffer, unter der er »Hullóh!« zu scherzen pflegt, hieß es:

V.

O Lämmchen, Lämmchen in der weiten Welt . . . Ringsum . . . Auch du, lesender Freund, bist eines; oder ich werde dereinst ein Lämmchen sein, an meinem jüngsten Tag (der mein ältester zu sein hat): wenn der dunkle Schlächter mich auf dem Nacken ins Paradies trägt.

In einem benommenen Zustand, wo einem ahnungslosen Engel seine Ruh hin und sein Herz schwer ist, flirren die Assoziationen durcheinander. Ein paar Tage später trat der jüngste Tag ein und er schrieb von einem »Verleumdungsparadies«. Das Lämmchen hatte recht behalten. Nach diesem Anfall von Schwermut war wieder muntere Laune eingetreten, auf der Heimfahrt, in Marseille war es, und er schilderte gleichsam seine Henkersmahlzeit, bestehend aus Austern, Muscheln und Schnecken, von denen er am letzten Augusttag scherzte:

praires sind besser als clovisses. Auf eines Ehrenmanns Wort.

Am 4. September hätten die Betrachter der Berliner Anschlagssäulen es ihm nicht mehr geglaubt. Wer künftig nach Marseille kommt, wird praires wie clovisses zum Kotzen finden.

Tags zuvor, kaum ein paar Stunden, nachdem die Fackel in Berlin so jäh aufgetaucht war — die er also ausnahmsweise schneller zur Kenntnis nahm, als er vor Gericht behauptet hatte — schrieb er das folgende Kriegsgedicht, wieder im Verein mit einem Liebesgedicht, damit man sehe, daß er ein vielseitiges Gemütsleben habe und ich nicht darin prominent sei. Diesmal nicht »Steile Strophen«, sondern »Zwei Gesänge« und zwar »Herrn F. Goya † demütig gewidmet«:

*[Nun folgte der Vortrag des Gedichtes »September«. Da es verboten ist, Gedichte des Antragstellers zu vervielfältigen und die einzelnen Exemplare der Vervielfältigung gewerbsmäßig zu vertreiben, so läßt sich im Druck das Einfältige nur so veranschaulichen, daß es »zitiert« wird. Zuerst hatte der Kerr die »Hoffnung« ausgesprochen, daß ich ihn, nämlich die Schriftsätze, vollständig (»unzitiert«) abdrucken werde. Da diese Hoffnung exemplarisch erfüllt wurde, hat seine Furcht, daß ich ihn, nämlich die Kriegsgedichte, vollständig abdrucken werde, Oberhand behalten und das Verbot erwirkt. Er wäre nunmehr — trotz seiner bescheidenen Interpretierung des Verbots, das er erwirkt hat — instande, auch den Druck eines gegen mich gerichteten Gedichtes zu inhibieren, und die Furcht vor dieser Möglichkeit zwingt mich, das zu tun, was er früher verpönt hat, nämlich ihn zu »zitieren«. Im Schlepptau seiner widersprechenden Empfindungen bleibt mir nur die Hoffnung, daß es gelingen werde, dem Leser annähernd den Eindruck des Unbeschreiblichen zu vermitteln, das der Hörer empfangen durfte. Es ist also ein Gedicht, worin eine Herbststimmung dargestellt wird. Die Trauben reifen, herbstreine Luft genieße man froh, heißt es in den ersten vier Versen; »nur wo die Literaten keiften«, rieche es »soso«. Gleich folgt das dem Dichter naheliegende Beispiel:*

Der Fötus (im Café ertüchtigt),  
Spuckt Gift — weil du ihn treffend malst.  
Die Mißgeburt, von dir gezüchtigt,  
Verbreitet, daß du Löffel stahlst.

*Dann wird fortgefahren:*

Ein Mauser mimt den Rhadamanthys.  
(Das kitschmoraligste Gemisch.)  
Und wer der kleinste Schuft im Land is,  
Oelt den Skandalrevolver frisch.

*Aber das bringt uns nicht aus der Fassung:*

... Weil du das Kind beim Namen nanntest,  
Verleumdet es dich allerliebste.  
Und wer der kleinste Schuft im Land ist,  
Wälzt sich im Wutkrampf — daß du piepst.

*Die dritte Strophe drückt stoischen Gleichmut im Hinblick auf die Vergänglichkeit alles Irdischen aus:*

O Mensch, du mußt das Dasein segnen,  
Wie bald ist man ein Würmerfraß.  
Was auch für Nummern dir begegnen —  
Es macht halt Spaß.

*Die letzten vier Verse sind der Ausklang in eine gleichwohl zufriedene Wehmut, die das Erdenleben bis zum Tode, nämlich solange einem das Herz im Leibe klopft, als eine hübsche Episode ansteht, »mit guten Witzen vollgestopft«. Einer von diesen ist zum Beispiel die Anrufung des Zivilgerichtes zum Schutze vor Verewigung. Ein anderer der Ausweg, sie dennoch herbeizuführen.]*

Nachdem dies geschehen war, hängte er sich wieder an einem süßen Bein auf. Beides war voreilig. Aus dem Haßgesang erfuhren die Leser erst, daß etwas passiert sein müsse, von dem »kleinsten Schuft im Land« schlossen sie auf den größten, so daß für später, wenn sie den ganzen Sachverhalt erst kennen gelernt hatten, nichts mehr übrig blieb. Die gelinde Version, ich hätte verbreitet, daß der Kerr Löffel stahl, ließ die Leute interessiert fragen, ob ich denn wirklich mit solchen Lappalien Aufhebens gemacht hätte, bis sie die Wahrheit erfuhren, daß ich ihm weit Gravierenderes vorgeworfen hatte. Bald war man ein Würmerfraß. Dann kamen die kleinen Dreckigkeiten im Feuilleton, die ich angekündigt hatte. Die Taktik war »Vive la bagatelle!«, aber man spürte die Belastung. Er schnitt es gern in alle Rinden ein. Am rührendsten war, wie eine Theaterkritik ohne den geringsten Zusammenhang mit mir plötzlich die Möglichkeit ergab, in die Frage auszurechnen:

IV.

Und Goya? Der schmückte, voll aufgekratzter Verachtung für die umgebenden Zerrkrüppel, sein Wohnhaus mit ulkigen Greuelbildern: schäbige Mißgeburten, Lügenfötusse mit Entrüstungs- tratschgesichtern, Zukurzgekommene mit brechendem Gaunerblick, eine Hühnersteißwelt . . . die ihm Spaß gemacht haben wird. — —

Was hat da nur der arme Goya mit seiner Wand erhalten müssen für ein fremdes Bedürfnis, den Teufel an sie zu malen! Aber wenn ich dem Kerr alles glaube, das glaube ich ihm halt nicht, daß ihm das Septemberheft der Fackel Spaß gemacht hat. Alle Zustände, die man haben kann — nur nicht Spaß! »Gepiept« mag er schon haben, aber keineswegs vor Vergnügen! Vive la bagatelle? Ja Schnecken in Marseille! Vielmehr glaube ich, daß seine Laune die vom Gretchen in der Domszene ist und seine Geste vom Fabrikanten Dreißiger. Nervöser Lachausbruch: »Wie denken Sie, Herr Paster? . . . Nu fang ich an, die Geschichte komisch zu finden . . . Und nun spielen wir unsern Whist weiter.« Er schützt sich gegen die Revolution, indem er sich »einfach in das andere Zimmer zurückzieht«, und nennt mich einen Fötus. Man wird schon bemerkt haben, daß ihm dieser Vergleich zu einer fixen Idee geworden ist. Er nennt mich andauernd einen Fötus. Warum, weiß der liebe Gott. Die meisten Menschen halten mich im Gegenteil für einen ausgewachsenen Polemiker und keiner glaubt, daß es noch gelingen wird, mich abzutreiben, so wünschenswert das vielfach wäre. Was hat er nur immer mit dem Fötus! Und was der Fötus für Stückeln spielt, die sonst ein Fötus gar nicht spielen kann, und wenn es der vielseitigste Fötus wäre! Da ist also zunächst der »Lügenfötus«. Aber ein Lügenfötus ist doch eine unausgereifte Lüge, während er offenbar sagen wollte, daß der Fötus richtig lügt, was doch bestimmt kein Fötus tut. Dann hatten wir bereits den »Schwindel entlarvter Fötusse, die sich rächen wollen«. Wenn ich schon ein Fötus bin, so räche ich mich auch nicht, denn wofür sollte ich mich rächen? Der Kerr verweist auf eine Buchstelle, durch die ich gezeichnet bin. Ich hatte fälschlich den bekannten »Krätzerich« vermutet, aber die Prosastelle — wie ich beiden kann — kenne ich bis heute nicht, kann mich also dafür nicht gerächt haben, selbst wenn ich ein Fötus

wäre. Es sei, wie es wolle — der Fötus ist eine sprachliche Mißgeburt. Vollends wenn gesagt wird, er sei im Café ertüchtigt und spucke Gift! Wie ist denn das nur möglich? Ich kann mich des Verdachtes nicht erwehren, daß hier der begreifliche Erregungszustand eine Verwirrung erzeugt hat, die den Stilisten noch unter sein eigenes Niveau brachte. Wenn der erhoffte wortgetreue Abdruck von Schriftsätzen Giftspucken genannt wird, so könnte daran ja etwas Wahres sein; aber es liegt wohl doch der schon hundertmal erlebte Fall vor eines Hysteron-Proteron — mit besonderer Betonung des Hysteron —, der in solchen Jahren freilich eine abnorme Erscheinung ist. Das mit dem Fötus ist vielleicht der Gipfelpunkt dessen, was in der Verkehrung eines psychologischen Sachverhalts geschehen kann. Der Fötus ist doch jedenfalls ein Anfänger, nicht wahr? Es ist aber klar, daß ich über dieses Stadium hinaus bin, ja sogar nicht daran denke, aufzuhören! Am 26. September 1897, also genau vor 31 Jahren, im vorigen Jahrhundert, wo ich schließlich eher noch ein Fötus war als heute (Schiller: pfeilgeschwind) hatte der Kerr geschrieben, man müßte sich, um ein Theaterstück genügend zu verspotten, einen eigenen Karl Kraus verschreiben. Heute fehlt zu allem nur noch, daß der Fötus sich ausgeschrieben hat. Nein, da ist die Selbstvergleichung mit einem Lämmchen entschieden glücklicher, wiewohl hier lediglich das pazifistische Moment betont wird, die Eigenschaft der Unschuld und der Vergleich mit dem ausgewachsenen Schaf noch treffender wäre.

Erheblicher nun als diese Symptome einer Hinfalligkeit, die nach vollbrachter Tat selbst mir ein Erbarmen abnötigt und nur noch die tiefe Verachtung einer öffentlichen Meinung übrigläßt, die solche Jammergestalt als Urteilsbildner über sich erträgt, ja nach wie vor fürchtet, während sie von mir, der die Majestät zum Kinderspott gemacht hat, keinen Bissen nehmen möchte — weit erheblicher ist die Art, wie die Zeitungsmacht es angestellt hat, die individuelle Ohnmacht zu decken und von der Katastrophe Notiz zu nehmen. Da läßt also das Berliner Tageblatt am 6. September den armen Kerr der totalen Fülle von Beweisen mit einer Erklärung begegnen, die unter stillschweigender Anerkennung des Ganzen sich auf ein einziges

Detail zurückzieht. Mit der Ausdrucksarmut des Kurzatmigen, den mein Schlag gelähmt hat und der unter meinem Druck talentloser schreibt als es von Natur geboten wäre, ist es »Verleumdungsparadies« betitelt und lautet wie folgt:

I.

Das tobende Schmähdattl eines von mir Gezeichneten (siehe nochmals die Seiten 209 bis 216 des Buches: »Es sei, wie es wolle...«; dort steht eine Charakteristik, in Prosa) — das tobende Blattl zitiert folgende seltsame Mitteilung des Spaltungskommunisten Pfemfert; gegen den ich einst wegen . . . freier Verwendung meiner nicht gegebenen Unterschrift öffentlich Einspruch erhob.<sup>\*)</sup>

Die zwei Zeitgenossen arbeiten einander in die Hände. Die Hände seh'n ziemlich gleich aus. So daß, wer dem einen nicht glaubt, wenigstens dem andern mißtrauen kann.

II.

Die »Mitteilung« des Pfemfert soll in einer Prager Zeitung mal gestanden haben; ihr Inhalt wird mir frisch durch das Blattl bekannt.<sup>\*\*)</sup> Pfemfert hat (ohne Zeugen, schade) von dem »sterbenden Harden« gehört, ich sei vor neun Jahren bloß unter der Bedingung an das »Berliner Tageblatt« gekommen, daß ich meine Haltung zu Reinhardt ändere. (N. B.: Im »Berliner Tageblatt« war dann meine Kritik an Reinhardts Irrtümern im Großen Schauspielhaus derart, daß er dieses aufgab.)

Gegen den Satz, ich sei zu irgendeiner Haltung verpflichtet worden, läßt sich nichts einwenden, außer etwa, daß er erstunken und erlogen ist. Eine solche Bedingung wäre nie angenommen, aber auch niemals gestellt worden.

Der von den zwei Alliierten verbreitete Schwindel ist eine Kostprobe des umfassenderen Zustands. Der Beruf bringt es mit sich, diesen Punkt als lohnend aufzugreifen.

Alfred Kerr.

---

<sup>\*)</sup> Genaueres in der inzwischen erschienenen »Aktion« (Herausgeber Franz Pfemfert, XVIII. Jahr, Heft 8/9, S. 177) des Artikels »Die Theodor Wolff und Alfred Kerr«.

<sup>\*\*\*)</sup> Franz Pfemfert (S. 176): »Briefe, auch Drucksachen, können auf dem Wege zum Adressaten verloren gehen. Den 2. Dezember 1927 habe ich . . . an die Herren Kerr und Wolff je ein Exemplar der Nummer der »Prager Presse« gesandt, in der Maximilian Hardens Aussagen gedruckt sind. Wenn Gott will, schießt eine Gabel, lautet ein gutes Sprichwort, und so mögen ausgerechnet diese zwei Postsendungen fehlgegangen sein, während zwanzig andere, die ich am selben Tag expedierte, die Adressaten erreichten.«

Und der Chefredakteur Herr Theodor Wolff setzt nun hinzu:

Obschon die erwähnte Mitteilung der zwei Herren kein ernster Anlaß zur Widerlegung sein kann, stellt der Chefredakteur des »Berliner Tageblatts« fest, daß die von ihnen vorgebrachte Verdächtigung in das Reich der einfachen Lüge gehört.

Die zwei Zeitgenossen arbeiten einander in die Hände u. s. w. Aber stehen die zwei Alliierten einander nicht näher als Pfemfert und ich? Die Mitteilung »soll in einer Prager Zeitung mal« gestanden haben. Wenn ich alles so sicher wüßte, wie daß in der Redaktion des Berliner Tageblatts die Lettern in dem Regierungsblatt »Prager Presse« aufgefallen sind, in denen damals der Titel »Harden über Karl Kraus und Alfred Kerr« gesetzt war — wenn ich alles so sicher wüßte, wäre ich allwissend. Das bin ich zwar nicht, doch viel ist mir bewußt. Nicht nur, daß seine Ruh hin ist, nicht nur, daß zwei Seelen in seiner Brust wohnen, nicht nur, daß auch diese Faustworte sich zu einem Buchtitel eignen. Ich weiß also, daß er lügt, wenn er behauptet, die Beschuldigung Hardens sei ihm »frisch durch das Blatt!«, nämlich erst durch die Fackel, bekannt geworden. Ich weiß, daß er, wenn er unterstellt, Pfemfert schiebe einen Sterbenden vor, es gar nicht »schade« findet, daß kein Zeuge (außer Pfemfert, der selbst Zeuge ist) dabei war, sondern heilfroh darüber wäre, wenn es der Fall wäre. Ich weiß aber auch, daß es nicht der Fall ist: daß Pfemfert nicht der einzige Ohrenzeuge der Worte des Sterbenden war, und ich weiß, daß diese Worte tatsächlich gesprochen wurden. Ich weiß, daß es ein frecher Schwindel ist, wenn vor den Lesern des Berliner Tageblatts so getan wird, als ob ich mir diese Worte eines Sterbenden, das von ihm behauptete Faktum, unmittelbar zu eigen gemacht hätte. Denn ich habe bloß darin die Schande erblickt, daß die in der »Prager Presse« enthaltene Beschuldigung unwidersprochen geblieben ist. Dieser Umstand macht sie allerdings hinreichend glaubhaft, selbst wenn es nicht die Worte eines Sterbenden wären, die als Lüge hinzustellen schon psychologisch schwer fiel. Was aber den Herrn Theodor Wolff anbelangt, so werde ich ihm geeigneten Orts Gelegenheit bieten, zu beweisen, daß sie un wahr sind. Sollte ihm dies gelingen, so würde ihm immer noch der Beweis miß-

lingen, daß ich gelogen habe, als ich behauptete, der Sterbende habe jene Worte gesprochen. Wenn Herr Theodor Wolff sich nur auf diesen Punkt einläßt, nicht einmal ihn als ersten Anlaß zur Widerlegung anerkennt und zu dem ganzen Fall, durch den der Hauptmitarbeiter des führenden demokratisch-freisinnigen Organs der Denunziation in alldeutscher Tendenz und sonstiger Schuftereien überwiesen ist, zu solchem Fall nichts weiter zu sagen weiß und nichts anderes vorkehrt als den Herrn Kerr von einer »Kostprobe des umfassenderen Zustands« scherzen zu lassen, welchen doch jeder Leser des Berliner Tageblatts auszuschmecken vermag — so ist das die Angelegenheit dieser Leser. Aus ihren Kreisen sind nun tatsächlich Mahnungen an den Chefredakteur ergangen, der als der Hort des demokratischen Freisinns befragt wurde, wie er sich zu dem umfassenderen Zustand stelle und ob es denn nicht diesen fast bestätige, wenn man nur zu dem einen Punkt und in so windiger Art Stellung nehme. Herr Theodor Wolff hat an einem und demselben Tag mit drei Briefen geantwortet, die mir zu freiem Gebrauch überlassen wurden und wörtlich folgendermaßen lauten:

Berliner Tageblatt  
und Handels-Zeitung  
Verlag Rudolf Mosse

Berlin, 14. Sept.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Wenn Dr. Kerr sich in seiner Erwiderung auf die Erledigung der lügenhaften Behauptung beschränkte, die seinen Eintritt in das »Berliner Tageblatt« betraf, so geschah das mit meinem Einverständnis. Wir haben keine Veranlassung, Herrn Kraus die Reklame zu verschaffen, die er vor allem sucht, und aus diesem Grunde scheint es mir auch zweifelhaft, ob Dr. Kerr richtig handeln würde, wollte er ihn vor Gericht zitieren. Wenn Herr Kraus sich über die Kriegsgedichte Kerrs so ausgiebig entrüstet, sollten doch seine gutgläubigen und etwas leichtgläubigen Leser einmal nachfragen, wie denn sein Heroismus während des Krieges aussah und ob er auch so fortgesetzt von den Militärbehörden mit Verboten und anderen Schikanen verfolgt wurde, wie z. B. das »Berliner Tageblatt« und speziell meine Wenigkeit.\*)

Mit vorzüglicher Hochachtung  
Theodor Wolff

Berlin, 14. Sept.

Sehr geehrtes Fräulein!

Das »Berliner Tageblatt« hatte nur ein Interesse daran, die lügenhafte Geschichte, die unsere Verbindung mit Alfred Kerr betrifft, zurückzuweisen. Herrn Kraus durch eine ausführliche Beschäftigung mit seiner Produktion eine ihm erwünschte Reklame zu verschaffen, lehnen wir ab. Wenn Alfred Kerr Kriegsgedichte gemacht hat, so möchte ich mir die Frage gestatten, welcher Art das Heldentum des Herrn Kraus während des Krieges war. Während das »Berliner Tageblatt« und ich persönlich unablässig von den Militärbehörden mit Verboten etc. verfolgt wurden, ging es Herrn Kraus, den naive und kenntnislose Personen für eine opferbereite Kämpferseele halten, außerordentlich gut.\*\*)

Mit vorzüglicher Hochachtung  
Theodor Wolff.

Berlin, 14. Sept.

Sehr geehrtes Fräulein!

Auf Ihr werthes Schreiben kann ich nur erwidern, daß ich eine Auseinandersetzung mit Herrn Kraus im »Berliner Tageblatt« für überflüssig halte und das Reklamebedürfnis des betreffenden Herrn nicht auf diese Weise befriedigt zu sehen wünsche.

Mit vorzüglicher Hochachtung  
Theodor Wolff

Auf den Witz nun, die Antikriegsdienstleistung des Herrn Theodor Wolff und das Kriegswerk der Fackel, inklusive »Die letzten Tage der Menschheit« und »Weltgericht«, in Druck und Vortrag, mit allen Konfiskationen und der Verfolgung des Sprechers durch das Armeeoberkommando zum Gegenstand eines vergleichenden Stadiums zu machen, werde ich mich nicht einlassen und über diese Materie auch von keinem Gericht entscheiden lassen, schon aus Furcht vor Schriftsätzen, aus denen die pazifistische Tat als Vaterlandsverrat hervorgehen könnte. Auch meine opferbereite Kämpferseele, die nun ins rechte Licht

---

\*) und \*\*) Wenn schon nicht die hundert Unterbrechungen durch Beifall in dem Abdruck der Vorträge Platz finden können, so müssen doch die gellenden Pfuirufe vermerkt werden, die an diesen Stellen tatsächlich, wenngleich in der dem Skandalwillen entgegengesetzten Richtung ausbrachen.

gerückt ward, scheut lieber die Konkurrenz mit der des Herrn Theodor Wolff, von dem es bekannt ist, daß er vom Ertrage seiner kämpferischen Tätigkeit Unsummen für wohlthätige Zwecke opfert, ohne davon Aufhebens zu machen. Was hingegen mein Reklamebedürfnis anlangt und bezüglich der schlichten Erklärung, der aktenmäßige Nachweis, daß ein Pazifist zum vaterländischen Denunzianten wurde und ein Kosmopolit zum Spießgesellen des Tiroler Antisemitenbundes, dieser Nachweis erhärte nichts anderes als meine Reklamesucht — da wird wohl eine genaue Untersuchung unerläßlich sein. Da werde ich mich wohl nicht damit begnügen, daß die Hühner lachen, wenn sie Gelegenheit haben, durch die Jerusalem Straße und bei Mosse vorbei zu kommen und zu hören, wie man sich dort über Reklamemachen entrüstet. Wenn sie freilich, die Hühner, am 10. August den Inseratenteil des Berliner Tageblatts erblickt hätten, wo rechts neben der Todesanzeige seines Kunstkritikers der Verlag Mosse dessen Buch anzeigt\*), so hätten sie nicht mehr gelacht, sondern müßten eine Meisterschaft der Reklame anerkennen, von der sie nicht begreifen würden, daß sie einem Lebenden die legitimsten Mittel der Veröffentlichung mißgönnt. Und wie sollten sie, wenn sie am 4. September wieder lachend an Berliner Litfaßsäulen vorbei kamen, es als unerlaubte Reklame empfunden haben, daß auf den lebenden Theaterkritiker des Berliner Tageblatts als Schuft hingewiesen wurde? Und worin soll denn die verpönte Reklame für den

---

\*) Zuschrift eines Berliner Lesers: Der Verlag Mosse beweist durch die Nebeneinanderstellung, daß er den Weg zur Kunst des Geschäftemachens auch angesichts des Todes nicht verlassen kann.

Am 8. August verschied im Alter von 63 Jahren mein geliebter Gatte, unser guter Vater, Schwiegervater und Großvater, der

Kunstkritiker und Schriftsteller  
Fritz Stahl-Lilienthal.

In tiefer Trauer:  
— — — — —

FRITZ STAHL  
WEG ZUR KUNST  
189 meist ganzseitige Autotypien  
und 11 Vierfarbentafeln, Umfang  
544 Seiten auf feinstem matten  
Kunstdruckpapier. Kostbare Aus-  
stattung; in Ganzleinen (echt Buck-  
ram), im Futteral, Preis RM. 28.—.  
Rudolf Mosse Buchverlag /  
Berlin SW. 19.

Kraus gelegen sein, wenn er Wert darauf legt, daß die Welt liest, was der Kerr geschrieben hat? Aber bei der Komik, daß das Streben nach Reklame eben das ist, was dem Berliner Tageblatt einen Horror verursacht, wollen wir's nicht bewenden lassen, sondern auch in diesem Punkt auf Beweise dringen, ob, ganz abgesehen von der wesentlichen Befugtheit des Anklägers, er berechtigt ist, diesen Vorwurf gegen mich zu erheben. Schon heute aber kann ich verraten, daß ich vermöge eines Gedächtnisses, das durch dreißig kampfreiche Jahre in die Zeit zurückreicht, wo ich noch ein Fötus mit lockigem Haar gewesen — daß ich imstande bin zu beweisen, wie ich immer schon darauf ausgegangen war, mir die Reklame des Herrn Theodor Wolff zu erwerben und ihm selbst sie zu machen. Man wird nicht nur erfahren, daß Herr Theodor Wolff mindestens eine so opferbereite, sozial gestimmte Kämpferseele war wie ich, sondern daß ich von allem Anfang an sein geistiges Wesen hinter der Front des Freisinns richtig erfaßt habe. In Nr. 3 der Fackel, erschienen Ende April 1899, war das Folgende enthalten:

Das Publicum des »Deutschen Volkstheaters« hat sich kürzlich nicht mit Unrecht gegen die Zumuthungen des Herrn Theodor Wolff zur Wehr gesetzt. Gedankenärmeres als das Märchenspiel »Die Königin« ist selbst an dieser Stätte bisher nicht geboten worden. Der Pariser Correspondent des »Berliner Tageblatt« breitet seine Geschichtsauffassung umständlich vor uns aus und entwickelt an der französischen Vorrevolutionszeit, die er zu schildern unternimmt, eine Romantik, die dem Gefühlskreise des Berliner Banquiertertels entsprossen scheint. Dass unsere Zeitungen aus ihrer geistigen Verwandtschaft mit dem dilettierenden Neffen Mosses kein Hehl machten, ist ihnen weiter nicht zu verargen und zeugt sogar von einer gewissen Ehrlichkeit. Läppisch ist dafür der Tadel, den sie dem zischenden Publicum für seine Haltung zutheil werden ließen. Soll darum, weil Kritiker meistens nicht das sagen dürfen, was sie über ein Stück denken, es auch dem Theaterbesucher, der kein Blatt zur Verfügung hat und sein Billet bezahlt, verwehrt sein, seiner Erbitterung in der natürlichsten Form Ausdruck zu geben? Die Herren mögen froh sein, dass die faulen Äpfel, die ein erzürntes Parket auf die Bühne wirft, heute noch über ihre Köpfe hinwegfliegen.

Freilich rächte sich unser Publicum bloß für die Langweile, zu der es Herr Wolff verurtheilt hatte. Der Geist, aus dem sie erfloss, wäre in anderer Form willkommen gewesen, und die Scene, in der der Verfasser die Handwerker und Abgesandten des nothleidenden

Volkes mit schnöde dem »Sommernachtstraum« entlehnten Mitteln als komische Figuren hinstellt und schnodderig den »Utopismus« socialer Erhebung zu verhöhnen wagt, blieb natürlich ohne Widerspruch.

Die Auffindung dieser alten Kritik mag vielleicht auch das gute Gedächtnis des Herrn Theodor Wolff beglaubigen. Was nun seinen Vorwurf der Reklamesucht betrifft, so empfinde ich es als ungerecht, daß das Berliner Tageblatt — ein Wertheim der öffentlichen Meinung, ein Kempinski der geistigen Nahrung, wo der Wolff neben dem Lämmchen grasst — gerade mich ausschließen möchte. Ich empfinde es aber vor allem als die größte Inkonsequenz, daß es mir nicht nur vorenthalten will, was als tägliches Brot auf seiner Speisekarte steht, sondern was es früher selbst mir angeboten hat und was ich verschmäht habe. Freilich kann sich das Berliner Tageblatt darauf berufen, daß es sich jetzt um eine Gratisreklame handeln würde, die es eben strikte ablehnen muß, während es ehemals nicht nur bereit war, um 8 Goldmark für die Millimeter-Zeile mit sich reden zu lassen, sondern mich zu diesem Behufe angesprochen hat. Ohne eine andere Antwort zu bekommen als die folgende. In Nr. 657—667 August 1924 war in der Fackel zu lesen:

#### **Die für mich geeignete Warte**

Die Berliner Blätter haben in ganz verschiedener Art auf die Darstellung des trostlosen Niveaus der Berliner Theaterkritik im letzten Heft der Fackel reagiert. Während der Börsen-Courier rabiät wurde, nahm das Berliner Tageblatt eine gemäßigte Haltung ein, indem es sich in dem folgenden Schreiben bereit erklärte, sogar für eine größere Verbreitung des Heftes zu sorgen:

Berliner Tageblatt  
und Handels-Zeitung  
Verlag Rudolf Mosse

Telegrammadresse: Berlibla

Berlin SW 19, 13. Juni 1924

Titl. Verlag »Die Fackel«

Wien III

Im Buchhändler-Börsenblatt finden wir soeben Ihr neues Verlagswerk:

»Die Fackel Nr. 649—656« von Karl Kraus angekündigt. Da Ihnen daran gelegen sein wird, die weiteste Bekanntgabe dieses Verlagswerks in den Kreisen des gebildeten Publikums, bei

Literaturfreunden und Bücherkäufern

möglichst schnell zu erreichen, möchten wir Ihnen hierdurch die Veröffentlichung einer Anzeige im weltbekannten »Berliner Tageblatt« empfehlen.

Wir weisen vor allem darauf hin, daß das »Berliner Tageblatt« jetzt die neue Einrichtung getroffen hat, daß literarische Anzeigen als

Reklame-Anzeigen in den Mittelspalten der an jedem Sonntag erscheinenden weltbekannten »Literarischen Rundschau« des B. T.

untergebracht werden können, so daß sie inmitten des redaktionellen Textes, rechts und links von demselben begleitet, stehen. Diesen so plazierten Anzeigen ist somit eine einzig dastehende Beachtung gesichert.

Das »Berliner Tageblatt« findet als führende politische Tages- und maßgebende Handelszeitung in tausenden und abertausenden Familien der wohlhabenden und gebildeten Bevölkerungskreise die aufmerksamste Beachtung; die »Literarische Rundschau« ist von jeher besonders geschätzt.

Es wird Ihren Interessen dienen, wenn Sie von dieser auffälligen Ankündigungs-Gelegenheit — der Preis für die 92 mm breite Reklamezeile beträgt 8 Goldmark — ausgiebig Gebrauch machen. Ihren Auftrag erbitten wir an uns direkt oder auch an jedes Büro der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.

Dabei wollen Sie bitte darauf sehen, daß das Manuskript bis Freitag mittag hier in unserer Central-Geschäftsstelle vorliegt — da bei dem Umfang des derzeitigen Anzeigengeschäftes, zumal für die Sonntagsnummer, aus drucktechnischen Gründen die »Literarische Rundschau« im Vordruck hergestellt werden muß.

Hochachtungsvoll  
Berliner Tageblatt

— — — — —

Ich sagte dazu:

Es liegt wohl der Fall einer ganz eigenartigen Schnorrerei vor, die durch den Hinweis auf die wunderwirkende Nähe des redaktionellen Textes fast schon an die Methode der Wiener Bekenner erinnert, die das Kreuz genommen haben. Und da trotz der Einsicht, daß die »Bekanntgabe« gerade dieses Verlagswerkes in Kreisen des Berliner Tageblatts wichtig wäre, keine Antwort auf die Zumutung erfolgt ist, so wurde es mit dem folgenden Schriftstück versucht:

Berlin SW 19, 24. Juli 1924

Die wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung des am richtigen Platze und zur richtigen Zeit erscheinenden Zeitungs-Inserates steht außer Frage.

(Wem sagen Sie das!)

Ganz besonders ist es bei neuen Büchern, wie z. B. bei Ihrem neuen Verlegerzeugnis:

»Nachts« von Karl Kraus

unbedingt erforderlich, das Publikum auf dieses Werk hinzuweisen und hierfür über den doch immerhin begrenzten Kreis der Börsenblatt-Leser hinaus Leser und Käufer zu werben.

Als vornehmes und erfahrungsgemäß wirksames Ankündigungsorgan bringen wir Ihnen das »Berliner Tageblatt«, dessen Weltruf und Weltverbreitung Ihnen zur Genüge bekannt ist, in empfehlende Erinnerung. Seine allsonntäglich gebrachte Beilage, die

»Literarische Rundschau«

ist für Sie die geeignete Warte, von der Sie Tausende und Abertausende von Bücherkäufern, von Kunst- und Literaturfreunden schnell und umfassend für Ihre Neuerscheinungen zu interessieren vermögen.

Nach wie vor halten wir an der bewährten Einrichtung fest, die Verlagsanzeigen inmitten des redaktionellen Textes zu placieren, sodaß sie überhaupt nicht übersehen werden können; des Lesers Blick kann sobald nicht wieder von ihnen los. Auch an der Preisberechnung — 8.— Goldmark für die 92 mm breite Reklamezeile — haben wir nichts geändert.

Vielleicht erteilen Sie uns schon möglichst bald die Ermächtigung zur Aufnahme Ihrer Anzeige — am besten wohl mit dem von Ihnen im »Buchhändler-Börsenblatt« veröffentlichten (evtl. mit Abänderungen zu versehenen) Text. Zur Entgegennahme Ihres Auftrages stehen wir Ihnen jederzeit zur Verfügung.

Ich sagte dazu:

Ich werde die Ermächtigung, an mir zu verdienen, vielleicht nicht erteilen und die für mich geeignete »Warte« dürfte ihrem Namen so lang Ehre machen, bis Herr Mosse ein alter Wärter geworden ist. Das vornehme Blatt ist also der Schmutzigkeit fähig, einem Autor, dessen Verbreitung es für unbedingt erforderlich hält, 8 Goldmark für die Zeile — so viel ist mir eine ganze Nummer des Berliner Tageblatts nicht wert — abnehmen zu wollen, mit der Garantie, daß des Lesers Blick so bald nicht wieder loskönnen wird von einer bewährten Einrichtung, an der das Berliner Tageblatt erfreulicherweise nach wie vor festhält, von

einer Placierung inmitten des redaktionellen Textes einer Literarischen Rundschau, in der von den Büchern des Verlags der Fackel mit keinem Wort Notiz genommen wird. Aber sie finden, wie sich immer mehr zeigt, ihren Eingang in Deutschland — ohne die schmutzige Hilfe, die die Schnorrer aufdrängen, ohne daß diese zum Zweck der Empfehlungen, die sie gratis bringen, auch nur Rezensionsexemplare erhalten, ohne »Waschzettel«, und durch kein anderes Fördernis als durch das ihres Daseins. — —

Es sind also zwei stark kontrastierende Fälle: Der Fall, wo »das Berliner Tageblatt das Reklamebedürfnis des betreffenden Herrn nicht auf diese Weise befriedigt zu sehen wünscht«, und der Fall, wo es nach der Reklame des betreffenden Herrn ein Bedürfnis offenbart, das auf andere Weise befriedigt werden sollte. Unter Reklamesucht versteht das Berliner Tageblatt freilich wohl den Drang, gerade in die Rubrik zu gelangen, deren Umgebung zwar das Inserat kostspieliger macht, deren Betreten aber nichts kostet. Und diesem Drang stemmt sich die Moralauffassung des Berliner Tageblatts beharrlich entgegen. Ich muß zugeben, wo immer es ihn an mir gewährte, niemals ist es geneigt gewesen, ihm nachzugeben. Im Gegenteil hat es sogar dort, wo ich diesen Drang nicht betätigt habe, wo ich nicht das geringste dazu tat, um im Berliner Tageblatt genannt zu werden, wo nur der Verdacht bestand, dies könne mir am Ende erwünscht sein, meine Reklamesucht einzudämmen getrachtet. Ganz unauffällig, damit nur ja keine Reklame für mich entstehe. Welcher Leser hätte zum Beispiel geahnt, daß, als es hieß: »Wir erhalten folgende Zuschrift, die wir sehr gern weitergeben« und ein Aufruf für Else Lasker-Schüler abgedruckt erschien — daß da eine Stelle fehlte: welche eine Berufung auf mein Urteil über die Dichterin enthielt? Nicht einmal Weglassungspunkte deuteten darauf hin, daß überhaupt etwas fehlte.\*) Man sieht, daß der Abscheu vor Reklame im Berliner Tageblatt so stark aus-

\*) Der Verfasser des Aufrufs »Ein Verleger für Else Lasker-Schüler wird gesucht«, Rechtsanwalt Dr. Karl Schönberg, schreibt: »... Das Berliner Tageblatt hat den Aufruf im Feuilleton unter Voransetzung folgenden Satzes gebracht: 'Wir erhalten folgende Zuschrift, die wir sehr gern weitergeben.' Der von mir angerötete Satz, der den Hinweis auf den Aufsatz des Herrn Karl Kraus im Aprilheft der Fackel enthält, ist im Berliner Tageblatt nicht mitabgedruckt worden. Eine vorherige Anfrage wegen der Fortlassung dieses Satzes an mich

geprägt ist, daß es, um auch den leisesten Schein zu vermeiden, sogar zu Fälscherpraktiken greift, nur damit man nicht sagen könne, es hätte seine Hand zu einer unsaubereren Sache hergegeben. Nun aber hat mich das Berliner Tageblatt, welches darauf hält, daß das Inserat durch die Nachbarschaft eines unbeeinflußbaren Textes an Kaufwert gewinne, in eine Zwangslage versetzt. Mir Reklame zu machen, indem es sich als demokratisches Organ zum Problem der deutschnationalen Denunziation stellt, verschmäht es. Da aber spricht mich die alte Bewerbung an, um 8 Goldmark für die mm-Zeile mit der Nr. 649—656 der Fackel vor tausenden und abertausenden Familien inmitten des redaktionellen Textes, rechts und links von demselben begleitet, trockenen Fußes durch die Welt Mosses zu gelangen. Ich weiß, daß Theodor Wolffs Blatt die für mich geeignete Warte ist. Ich weiß, daß sein Blatt nach wie vor an der bewährten Einrichtung festhält — und das ist mir eine große Beruhigung —, die Annoncen so zu plazieren, daß sie überhaupt nicht übersehen werden können, denn des Lesers Blick kann sobald nicht wieder von ihnen los. Er soll auch nicht! An der Preisberechnung hat sich zwar inzwischen doch etwas geändert, indem die mm-Zeile nicht mehr 8 Goldmark kostet, sondern 9. Macht nichts! Die wohlhabenden und gebildeten Bevölkerungskreise sollen erfahren, daß die Akten zum Fall Kerr erschienen sind! Und so habe ich denn dem Berliner Tageblatt die Ermächtigung erteilt,

Die Fackel Nr. 787—794  
Die Akten zum Fall Kerr

---

ist nicht erfolgt; vielmehr habe ich erst durch den Abdruck selbst von der Fortlassung Kenntnis erlangt.«

Originaltext: »Die Aufführung des Schauspiels ‚Die Wupper‘ im Berliner Staatstheater erinnert eben an die Existenz der Dichterin Else Lasker-Schüler. Wer über die künstlerische Bedeutsamkeit ihres Werkes noch belehrt sein will, mag nachlesen, was Karl Kraus im Aprilheft der ‚Fackel‘ (Nr. 757/758) hierzu geschrieben hat. Es bleibt festzustellen, daß die Werke der Dichterin recht eigentlich brachliegen. — —«

Fassung des Berliner Tageblatts: »Die Aufführung des Schauspiels ‚Die Wupper‘ im Berliner Staatstheater erinnert eben an die Existenz der Dichterin Else Lasker-Schüler. Es bleibt festzustellen, daß die Werke der Dichterin recht eigentlich brachliegen. — —«

anzuzeigen. Den Haupttitel aufzunehmen, konnte ich das Berliner Tageblatt beim besten Willen nicht ermächtigen, gewisse Kompromisse sind eben im Geschäftsleben unvermeidlich. Inmitten des redaktionellen Textes, rechts und links von demselben begleitet, wird diese literarische Anzeige in der weltbekannten Literarischen Rundschau des weltbekannten Berliner Tageblatts am nächsten Sonntag — für gestern war's zu spät — erscheinen, zum Preise von 108 Goldmark, aber überhaupt nicht zu übersehen. Des Lesers Blick — den auf alle Möglichkeiten dieses Zeitlaufs im eigenen wie im fremden Druckbild zu dressieren meine Tat ist — dieser Leserblick, der mir schon zu parieren gelernt hat, er wird sobald nicht davon loskommen! Sollte er trotz abgeschlossenem Annoncenvortrag keine Gelegenheit finden, so wird sich mindestens die Konsequenz ergeben, daß der Kampffonds der Fackel und andere Wohlfahrtseinrichtungen eine erhebliche Stärkung erfahren, da ich als opferbereite Kämpferseele auch zu jedem Opfer des Hauses Mosse bereit bin. Ich weiß nicht, ob dort Fötusse gehalten werden. Aber Gift dürfte gespuckt werden! So oder so wird mein Reklamebedürfnis zur Befriedigung gelangen und was in den Akten zum Fall Kerr ist, wird auch in der Welt sein, in die es gehört.

Dafür will übrigens, wie man erzählt, der Beteiligte selbst sorgen. Ich bin keine Bagatelle mehr! Das Buchhändler-Börsenblatt kündigt, so heißt es, eine Broschüre von ihm gegen mich an, und da besteht doch kein Zweifel, daß das Berliner Tageblatt die Gelegenheit wahrnehmen und sich ihm als die für ihn geeignete Warte empfehlen wird. Vielleicht sind dann die 108 Goldmark hinausgeworfenes Geld. Ich spitze auf die Rubrik rechts und links. Meine Reklamesucht berechnet bereits, daß man zwar mich, aber doch nicht den Kerr totsichweigen kann. Freilich wird es nicht möglich sein, ihn lebendig zu sprechen! Ich erwarte mir viel von dieser Broschüre, vor allem für die Verbreitung der Fackel, und meine Spannung wird nur von meiner Hoffnung übertroffen. Wenn es mir nicht gelungen ist, Berlin zu überzeugen, so wird er mir helfen, der größte Schriftsteller im ganzen Land. Vive la bagatelle! . . . Wie's ihm ergehen wird? Selbstmord ist nichts, das hat man in diesem Fall bereits erlebt. Aber wahrhaft groß ist der Entschluß, sein eigener Totengräber zu sein!

### In den Tumult Gerufenes

Ehe noch die Szene, die sich am fünften Abend vor der Altenberg-Gedenkfeier abgespielt hat, beendet war, gelang es dem Sprecher, sich mit den folgenden Worten vernehmbar zu machen:

Ich möchte wieder etwas in den Tumult rufen: Es soll wohl das letzte Loch angedeutet sein, auf dem einer pfeift! Aber wie ist denn das eigentlich? Der vollendete aktenmäßige Nachweis der Denunziation genügt nicht? Die verstohlene Berufung auf den Tiroler Antisemitenbund genügt nicht? So erfahren Sie denn: Ein pazifistischer Schriftsteller, der heute über die ungarische Grenze kommt, ohne dort verhaftet zu werden, und der dort gar Vorträge halten kann, dürfte hinreichend verdächtig sein, daß ihn die ungarische Regierung als Kriegsdichter schätzt. Aber — und das weiß man in Berlin noch nicht — Herr Alfred Kerr hat zu seinen zahlreichen ausländischen Banketten, die ich leider verwechselt habe, das ehrenvollste hinzugefügt: er war beim Grafen Bethlen geladen, beim Prokuristen der Mörder- und Fälscherzentrale persönlich. So erklärt es sich für die Leser des Berliner Tageblatts, daß er hin und wieder von Zigeunermusik schwärmt! Wenn es dem Literatenpack, das sich »oppositionelles Schrifttum« zu nennen erfrecht und dem ich dringend rate, an mir nicht satirisch zu werden — wenn es dem Literatenpack nicht genügt, daß der Geschäftsfreund überwiesen ist, der heimliche Bundesgenosse des Tiroler Antisemitenbunds gewesen zu sein; wenn es dem Literatenpack nicht genügt, daß einer den ermordeten Liebknecht bespion hat — so wird dem Literatenpack vielleicht die Tatsache zu denken geben, daß Herr Alfred Kerr die Weine des ungarischen Ministerpräsidenten den Weinen des deutschen Botschafters in Paris, ja selbst denen des französischen Kultusministers vorzieht. So, und nun hoffe ich, werden wir uns das Gedenken eines heiligen Toten nicht stören lassen von den Spießgesellen eines lebendigen Schufsts!

Der Aufstand der Andersdenkenden war zusammengekracht wie ein auf Pleite gegründetes Theater, und die Vorfälle ließen zum letzten, nur vom Tumult der Zustimmung erfüllten Abend die folgende Rede entstehen:

## Probleme

(Gesprochen in der letzten Berliner Vorlesung, 13. Oktober)

Ich unterscheide mich von den meisten meiner Zeitgenossen dadurch, daß für mich dort die Probleme aufhören, wo sie für die andern beginnen, und eben dort beginnen, wo sie für die andern aufhören. So ist zum Beispiel, wie ich nachträglich erfuhr, vorgestern in diesem Saal das Problem entstanden, ob man Damen hinauswerfen darf, und ein Herr, der gegen das Podium gestikuliert, soll an mich die Frage gerichtet haben, ob ein Mann wie ich solches gutheißen könne, wobei er nicht unterlassen haben soll, das Problem noch national zu komplizieren und zu betonen, daß wir in Deutschland seien, ja nach einer andern Version: daß man deutsche Frauen nicht anrühren dürfe, sobald sie sich mannhaft entschlossen haben, die Ruhe zu stören. Es war ein Tumult, vergleichbar nur jenem, in den seinerzeit halb Deutschland etwas gerufen hat, während die andere Hälfte den Kopf verloren hatte und infolgedessen verabsäumte, die Kriesslyriker wegzupeitschen, daß die Lappen fliegen. Aus jener Zeit ist bis zum heutigen Tag eine gewisse Begriffsverwirrung zurückgeblieben, ein kriegsbeschädigtes Denken, die verstärkte Neigung der Schwachköpfe, Probleme dort zu finden, wo keine zu suchen sind. Die Frage, wie man gegebenenfalls Weiber zu behandeln habe, wenn sie sich entschlossen haben, zu Hyänen zu werden (Schiller) und durch Gewalttätigkeit andere Hörer um einen künstlerischen Eindruck zu bringen, beantworte ich als enragierter Feminist mit der Erklärung, daß sie den gleichen Anspruch auf Hinausgeworfenwerden haben wie Männer. So wie ich fürchten müßte, eine Amazone zu beleidigen, wenn ich ihr in der Untergrundbahn meinen Platz abtrete, so glaube ich, daß die Haltung einer Radauschwester des Respekts würdig ist, sie vor ihren Radaubrüdern nicht zurückzusetzen, sondern im Gegenteil hinaus, und zwar, mit einem Rest alter Galanterie, voran. Mit Unrecht vermutet man hier das Problem eines Spezialfalls und verkennt, daß es kein anderer ist als der der gewaltmäßigen Abwehr der Gewalttätigkeit im Allgemeinen. Sogar ein so radikaler Friedmensch wie der Mann, dem diese Expektorationen der Weiblichkeit gegolten haben, steht mit Recht auf dem

Standpunkt, daß gegen den Eindringling, der einen nicht im Frieden leben läßt (Schiller: böser Nachbar) brachiale Abwehr geboten sei, und es könnte wohl kaum aus sentimentalen Gründen verpönt werden, daß der Ordner sich an dem körperlich schwächeren Störer männlichen Geschlechts vergreife, wenn dieser die gewalttätige Absicht mit den ihm gemäßerem Mitteln des Brüllens und Pfeifens betätigt hat. Bei derartiger Betätigung, die doch eine Majorität zu vergewaltigen sucht, kann das schwächere Geschlecht als solches aus dem Umstand, daß es keine Hosen trägt, kein Privileg der Sonderbehandlung ableiten. Im Gegenteil stellt der Ordner, der hier gründlich zum Rechten sieht, mit der Ordnung des Saals auch die der frauenzimmerlichen Natur her, erweist dem Geschlecht, das durch die Anomalie beleidigt wurde, ritterliche Ehre und handelt umso menschenwürdiger, je schneller er uns von dem Schauspiel einer Ausschreitung befreit, die eine noch weit tiefere Rücksicht verletzt hat als die dem Teilnehmer einer Versammlung gebührt. Unterstützt von einem trottelhafteu Begriff von Ritterlichkeit, könnte ja eine einzige schöne Leserin des Herrn Kerr eine Vorlesung seiner Kriegsgedichte unmöglich machen; aber selbst sie würde bei einiger Besinnung nicht leugnen, daß ihr Hinauswurf bei weitem kein solcher Feigheitsakt ist wie der Entschluß, vom Schreibtisch aus arme Opfer der Vaterländer wegzupeitschen, und kein solcher Roheitsakt wie die Verhöhnung des Hungers von gefangenen Russen. Ich bin also der Meinung, daß sich in solchem Fall die Expedition des Fremdkörpers noch prompter als wir sonst arbeiten (Kerr: wie es auch kommt) zu vollziehen habe. Freilich könnte man der Erwägung Raum geben, ob nicht, seitdem Frauen den Beruf der Ruhestörerin ergriffen haben, zwecks Anpassung an die geschlechtlichen Belange auch Hinauswerferinnen angestellt werden müßten. Darüber kann ich nur sagen, daß wir vorerst solche nicht haben und daß dieser Mangel allein noch kein Grund wäre, das Übel gewähren zu lassen; daß aber, wenn wir sie schon hätten, für mein Gefühl hier erst ein Problem beginnen würde, nämlich eines, das in jenes schwierigste Lebensgebiet führt, wo es von Natur aus doch nichts gibt als Komplikationen und Probleme. Ganz abgesehen davon, daß es den Ruhestörerinnen nach wie vor erwünschter sein dürfte, von männlichen Ordnern

entfernt zu werden — was man freilich auch wieder nicht generalisierend annehmen kann —, so erscheint mir nach meiner Kenntnis der örtlichen psychologischen Lage als sicher, daß sich bei Einstellung von Hinauswerferinnen weit mehr Männer als bisher als Ruhestörer versuchen würden, ja sich geradezu darum raufen würden, hinausgeworfen zu werden. Ich denke, wir vermeiden lieber, dieses Gebiet zu betreten und, uns bei der Erkenntnis bescheidend, daß an der hysterischen Zone, die eine literarische Kampfhandlung umlagert, hier und dort das Geschlecht hinreichend beteiligt ist, wollen wir uns auf Unterschiede in der Behandlung der ruhestörenden Geschlechter nicht einlassen, vielmehr die völlige Gleichberechtigung in Bezug auf den Hinauswurf anerkennen. Wer immer vermeint, geistige Entscheidungen, die durch Totschweigen innerhalb der öffentlichen Meinung nicht abgewehrt werden können, durch privates Geschrei aufzuhalten; wer immer den Versuch wagt, der stigmatisierten Schufferei durch einen letzten Wirbel, dessen sie selbst nicht mehr fähig wäre, aufzuhelfen; wer immer sich erfrecht, eindruckswillige Hörer um ihren Anteil an geistigen Dingen und vollends, wie neulich, um die Andacht vor einem verewigten Genius zu betrügen — wer immer Krawall macht, wo andere anderes hören wollen, hat sich des Anspruchs auf Geschlechtsbestimmung begeben und wird mit meiner Genehmigung hinausgeworfen (Schiller: pfeilgeschwind). Sonst, mit den Begriffen der Achtziger Jahre an so völlig veränderte Zeitläufte herantretend, müßten wir wie gesagt zulassen, daß ein Lämmchen den ganzen Saal terrorisiert, weil der dunkle Schlächter nicht das Herz hat, es auf dem Nacken ins Paradies zu tragen. Man sieht also, daß ich da völlig problemfrei bin und höchstens das eine Problem zugebe, wie weit der Phrasengeist sich der Gehirne bemächtigt hat, daß es möglich ist, vor dem Gekreisch, welches den letzten Schrei einer gefällten Autorität symbolisiert, das letzte Loch, auf dem einer pfeift, die Forderung der Galanterie zu stellen. Es soll, wie ich nachträglich auch höre, von so zuständiger Seite der Zuruf an mich erfolgt sein, daß »man mich hier in Berlin nicht brauche«. Aber das ist nur eine hysterische Verkennung der Sachlage und die Furcht des Gedankens Mutter; denn abgesehen davon, daß man mich hier in Berlin braucht, läßt sich

aus dem einfachen Grunde da nichts mehr entscheiden, weil dieser Anschluß bereits vollzogen ist, mit dem Bedauern so vieler, daß er um dreißig Jahre zu spät erfolgt. Wäre das nicht der Fall, so wäre ja meine Arbeit heute leichter und ich wäre nicht, auf einen Anprall, jener betäubenden Stupidität ausgesetzt, mit der hierzulande das Problem der Polemik aufgefaßt wird, nämlich als einer abwegigen und unschicklichen Betätigung »großer Geister«, die »doch Besseres zu tun hätten«, als miteinander coram publico zu zanken. Und da das Druckwesen, also Presse und Literatur, in meinen Augen nichts als die Möglichkeit vorstellt, die privateste Trottelei, die es vielleicht auf einem Jour schwer hätte, sich ohne Hinauswurf zu entfalten, ungestört einer weiteren Menschheit darzubieten, so finde ich alle Fadheit und Privatheit, die da glaubt, Polemik sei eine in die Öffentlichkeit hinausgetragene Privatsache, so finde ich das Motiv des »Literatengezänks«, das Argument vom »kleinen Thema«, den Wunsch nach dem »größeren Gegner«, kurz alle Imbezillität, die mir seit dreißig Jahren erfolglos dreinredet und die nicht kapiert, daß sie selbst mein einziges großes Thema ist — so finde ich das alles jetzt in Zeitungen und Zeitschriften, soweit sie es nicht vorziehen, ihre Dummheit zu verschweigen, so finde ich es auf einem Misthaufen deutscher Wortentleerung beisammen. Die Dümmden sind natürlich jene, die sich Vertreter eines »oppositionellen Schrifttums« nennen, wiewohl sie keiner anderen Macht je Opposition gemacht haben als der der Grammatik, der Logik und etwa des Schamgefühls. Darum die Dümmden, weil sie die Verlogensten sind, die mit dem schlechtesten Gewissen Behafteten, die zwar nicht die Geschicklichkeit haben, ihre Geschäfte mit der neuen Welt zu verbergen und die Neutralität ihrer Dreckseele mit Anstand aus der Affäre zu ziehen, wohl aber den hysterischen Drang, an meiner Sphäre beteiligt zu sein. Sie drehen den Mantel noch nach dem Winde, den sie machen, und kriegen es in einem Zuge fertig, mich einen großen Polemiker zu nennen und zu sagen, ich hätte gegen ihren Geschäftsfreund nicht das Geringste bewiesen. Aber bei der Lumperei, die die Akten zum Fall Kerr »Klatsch« nennt, und bei der Dummheit, die dabei übersieht, daß er sie selbst verfaßt hat, werde ich nur mit der bündigen Erklärung verweilen, daß es ein schlechtes Geschäft ist, an mir

zum Satiriker zu werden, und daß, wenn ein Schwachkopf mir das »Thema« vorschreiben möchte, ich es schon habe, nämlich ihn, den Schwachkopf, dessen Gehirnbewegung vor meinen Augen mich tausendmal mehr fesselt als ein Zeppelinflug und dessen Betrachtung ich für die größte und dankbarste »Aufgabe der Zeitpolemik« halte. Wenn ich einmal dazugelange, wollte ich eine Untersuchung anstellen, gleichermaßen aus der Sprachlehre heraus wie aus der Zeiterkenntnis, auf welcher Grundlage tiefster Humorlosigkeit die Auffassung zustandegekommen ist, die man im deutschen Sprachgebiet von Polemik hat, eine Auffassung, so trostlos wie die Polemik selbst, die man da übt und goutiert. Es ist diese abgründige Ärmlichkeit, die von Nietzsche contra Strauß bis auf die Kämpfer Thomas Mann und Cossmann eine Asthmatik, die gerade noch dem Partner die Meinung sagen kann, respektabel findet und eben darum vor dem ersten Fall, wo Polemik nicht Meinungsverschiedenheit zur Sprache bringt, sondern über sie hinaus Sprache wird, wo sie nicht nur ein nichtiges Objekt zur Gestalt erhebt, sondern dessen ganze Umwelt in ein geistiges Element einbezieht — eben darum, eben davor die Sprache verliert und zu stammeln beginnt, sich mitgetroffen davonmacht, die Maßstäbe ihrer Unzulänglichkeit als Krücke verwendend. Solch ein Fall weckt die polemische Lust der inferioren Zuschauer, ihn schäkernd herabzusetzen als die Ausschreitung von geistigen Würdenträgern, die doch Besseres zu tun hätten, ganz so als ob der Schwachkopf, der da an mir zum Humoristen wird, zwei Minister auf der Straße bei einem Raufhandel attrappiert hätte. Nun weiß ich ja freilich nicht, ob der Alfred Kerr Besseres zu tun hat, als ganz auf dem Niveau dieser Auffassung die Fehden, denen er nicht gewachsen ist, so zu bestehen, daß er sie einfach fad findet. Aber von mir weiß ich bestimmt, daß ich gar nichts Besseres tun könnte, als mich mit ihm abzugeben, nicht allein, weil ich in ihm das Mißverhältnis zwischen seiner Nullität und seiner Autorität treffe, sondern weil ich damit auch ein ganzes Zeitalter treffe, das es ermöglicht hat. Ich glaube, es kommt doch in der Literatur hauptsächlich darauf an, was einem einfällt, damit es Sprache werde, von der späterhin die Menschheit etwas zur Geistesbildung abgewinnt; und mir fällt weiß Gott zu jedem Dummkopf etwas ein — ich bin

schon so kleinlich —, während der Zustand, in den ich den Gegner versetzt habe, sichtlich der einer Benommenheit ist, wo die Assoziationen durcheinanderflirren, ohne für den Sprachwert mehr als ein Lallen zu ergeben, und wo also von den faden Fehden ein Faden zu jenem Fötus führt, der noch fader ist. Allerdings, meine Herren und auch Damen, ich bin schuld, ich habe den größten Schriftsteller im ganzen Land unter sein Niveau gebracht und in diese Patsche. Aber sollte man nicht eben daran, daß mir solches gelingen konnte, die sittliche Berechtigung meiner Polemik erkennen? »Haßkomplex«? Ich liebe das Objekt, mit dem ich die schönsten sprachlichen Einfälle zeuge. Wenn ich einem Trottel bekenne, daß es mir, ob der Erreger nun Bekessy oder Kerr, Neue Freie Presse oder Polizeidirektion hieß, immer nur um den Satz ging, so wird der Trottel sagen, die Zeitpolemik sei ein Vorwand für mein Ästhetentum gewesen, und wenn ich ihm sage, sie sei vielmehr eine erotische Angelegenheit, so werde ich ihn vollends verwirren. Gleichwohl geht es wie in jeder richtig gehenden erotischen Beziehung zu: daß mich der Kerr stärkt, während ich ihn schwäche, worüber sich höchstens Großmann beklagen kann, den ich verließ. Und doch galt es nicht diesem, nicht jenem, und das alles ist nur darum so unverständlich, weil mein Ästhetentum nicht der Vorwand für die Zeitpolemik war. Ich hatte es so schwer mit der Zeit, da ich sie nicht aus einer Algabal-Ferne ablehnte, unter keinem Stern des Bundes geboren, vielmehr mitten zwischen Larven und Fratzen der Zivilisation das Ziel bejahend, dem sie abgeschworen hat. Die Zeit hat sich zu leicht in meinem Stoff erkannt, um nicht die Kunst zu verkennen, die ich ihr abkämpfte. Und trotzdem, und wiewohl noch die Wortpriester mit den Worthändlern im Komplott gegen mich sind und das Totschweigen ihnen allen die Befugnis gibt, Leichenraub am Lebendigen zu verüben — dennoch wird es nicht gelingen, daß Leute, die, weil sie durch unerforschlichen Ratschluß einer Schreibmaschine teilhaftig und also Schriftsteller geworden sind, mir beibringen, welcherlei Themen ich zu behandeln habe. Ich bin nun einmal ein solcher Eigenbrötler der Thematik und ein so »gegenwartsferner Schwärmer«, daß ich nicht einmal Wert darauf lege, mit den handgreiflichsten Beweisen durchzudringen, mit der Darbietung

einer Materie von vielfacher Schufferei, von der ich sehr wohl weiß, daß sie darum, weil sie in den Akten ist, noch nicht Anspruch hat, in einer Welt zu sein, der man seit ihrem Krieg mit keiner Schandtats mehr imponiert. Aber wenn ich nichts getan hätte, als vor einem fingierten Rest von kultureller Ehre kleine Tonfallslumpereien bloßzulegen, nichts als die Kläglichkeit eines Geistesrepräsentanten, der die Instinkte der bürgerlichen Justiz mit dem Sätzchen anspricht, Herr Kraus habe ihn ins Café Scheidl geladen: »natürlich ein Caféhaus!« — wenn ich in diesen 208 Seiten nichts als das getan hätte, so hätte ich für mein geistiges Ehrbedürfnis genug getan. Genug auch mit dem Resultat, daß die deutsche Kultur jenseits aller Fakten hier nicht die Dürftigkeit einer Gestalt spürt, die sie im maßgebendsten kunstrichterlichen Amt für zuständig hält. Daß das oppositionelle Schrifttum nichts bewiesen findet, als daß der Geschäftsfreund Kriegsgedichte gemacht hat und wiewohl er sie als Angestellter eines deutschnationalen Verlags gewerbsmäßig und mit täglicher Bereitschaft zu blutigem Ulk gemacht hat, solches mit dem allgemeinen Wahnsinn entschuldigt, der ja auch die Hauptmann und Dehmel in seinen Bann gezogen habe. Aber daß er Kriegsgedichte fabriziert hat, war weniger meine Enthüllung, als daß er so dumm war, sich durch die fälschliche Zuschreibung eines einzigen für verleumdet zu erklären. Und meine Enthüllung war, daß er die Gesinnung, die ihm jene Produktion ermöglicht hatte und die man durch Friedmenschlichkeit überwunden glaubte, wieder hervorgeholt hat, um mich von dem nationalen Vorurteil einer Justiz richten zu lassen, und daß der Kosmopolit die Angeberei gekrönt hat, indem er ohne Angabe der Quelle den Aufruf der Tiroler Antisemiten gegen mich zitierte. Ich vermute, daß in den Augen eines oppositionellen Schrifttums, welches ihm die Besudelung des ermordeten Liebknecht verzieht, ihm nicht einmal der Umstand schaden wird, daß er zu den pazifistischen Weinen Frankreichs nunmehr auch die der ungarischen Regierung gekostet hat — Gast des Prokuristen der Mörder- und Fälscherzentrale, jenes Grafen Bethlen, der von mir nicht einmal meine Schriften über die Grenze läßt, geschweige denn daß ich persönlich an seinen Tisch gelangen oder unverhaftet in Budapest einen Vortrag halten könnte. Aber zu glauben, daß dem Mitarbeiter

des freiheitlichen Berliner Tageblatts die Ehren, die er dort empfing, bei Herrn Theodor Wolff schaden könnten, hieße geradezu mein Reklamebedürfnis anerkennen. Daß Herr Theodor Wolff sich ausdrücklich weigert, es zu befriedigen — indem er nämlich zu den alldeutschen Denunziationen seines Mitarbeiters Stellung nehmen würde —, davon habe ich hier an meinem ersten Abend mit dem Wortlaut dreier Briefe des Herrn Chefredakteurs berichtet. Ich habe mitgeteilt, daß der Verlag der Fackel sich infolgedessen entschlossen hat, dem wiederholten Drängen des Berliner Tageblatts um eine Annonce der Fackel nachzugeben, die in der weltbekannten Literarischen Rundschau, mitten im redaktionellen Text erscheinen würde, rechts und links von demselben begleitet, so daß der Blick des Lesers, wie die Administration versprach, so bald nicht wieder davon los kann. Aber auch dieser Näherungsversuch zu 9 Goldmark für die mm-Zeile ist mir, wie man am letzten Sonntag bemerkt hat, mißlungen. Das Berliner Tageblatt hat die Annonce zwar angenommen, aber abgelehnt, und der Verlag der Fackel erhielt eine Zuschrift des Syndikus Cohn, in der dies mitgeteilt und der Betrag von 108 RM zur Verfügung gestellt wurde. Der Prozeß auf Vertragserfüllung wurde eingeleitet.\*) Ich hatte hier den Wortlaut der Briefe bekanntgegeben, in denen der Chefredakteur meine Reklamesucht tadelt, die auf ihre Kosten kommen könnte, wenn das Berliner Tageblatt sich zum Problem deutschnationaler Denunziation durch einen Pazifisten äußerte, und den Wortlaut der Briefe, in denen das Berliner Tageblatt meine Reklamesucht weckt, die mir Kosten verursachen würde, damit ich sie in eigener Sache entfalte. Aber gefährlich ist's, meine Reklamesucht zu wecken (Schiller: Tigers Zahn).

---

\*) Inzwischen hat das Berliner Gericht das Haus Mosse von einer Verpflichtung losgesprochen, an der kein Ziviljurist gezweifelt hätte, und der Erfolg ist wieder nur ein numerierter Schriftsatz, der, ein Leitfaden der Denunziation, zur Aufklärung eines Handelsgerichtes alle Motive der berühmten Schriftsätze bis auf die Punkte Victor Adler und Hermann Bahr enthält und durch die Vorbringung ergänzt, wie ich an Herrn Schober Felonie verübt habe. Das ungewöhnliche Dokument, worin das Berliner Tageblatt, das sich dem Kampf gegen den Wiener Polizeipräsidenten angeschlossen hatte, diesen gegen mich in Schutz nimmt, soll der Mit- und Nachwelt nicht verloren gehen.

Die unvergeßliche Lockung, welche da des Menschen Wahn ansprach und immer wieder im verheißenden Ton der Bibel auf das gelobte Land verwies, zu dem unter Mosses Führung die Fackel trockenen Fußes bis zur Beachtung der wohlhabenden Kreise gelangen werde — all das hat nunmehr eine Ergänzung erfahren durch einen jener Witze, mit denen die Wirklichkeit meine satirische Phantasie immer wieder einholt und unterkriegt. Wäre mir dieser Witz neulich eingefallen, man hätte geglaubt, daß ich den Sachverhalt einer Preßkorruption, die anrühiger doch gar nicht vorstellbar ist, noch übertreibe. Es war in jenen Schnorrerbriefen davon die Rede, daß die Annoncen der Sonntagsrubrik besonders wirksam seien, weil sie inmitten — immer wieder diese goldene Mitte betont — des redaktionellen Textes erscheinen, der ja überhaupt nur dazu dient, diese wichtigste Einnahmequelle zu speisen, indem doch eine Annonce an solcher Stelle mehr als viermal so viel kostet als eine jenseits der textlichen Region, wo der Blick leichter los kann. Nun aber hat das Berliner Tageblatt das biblische Pathos seiner Annoncenwerbung, gegen die meine Apokalypse ein Tineff ist und ein Plagiat dazu, noch gesteigert, und vor mir liegt eine Zuschrift, die der Weihe der Korruption schon durch einen Ausruf an der Spitze gerecht wird. Man wird doch da hören — aber man wird es nicht glauben, und selbst wenn man es im Skioptikon sähe, das wohl ein so lebendiger Beweis des Lebens ist wie ein Sprechfilm, worin der Kerr jauchzt. Wo die Zeile 9 Goldmark kostet, muß das Bibelmotiv schon besonders zubereitet sein und da ist Goethe als Reklamechef Mosses gerade gut genug. Das Schreiben, freilich nicht mehr an mich, sondern an einen anderen Verleger gerichtet, beginnt also mit den Worten:

Berliner Tageblatt  
und Handelszeitung

Berlin, 3. 10. 28

**Prophete rechts, Prophete links,  
Das Weltkind in der Mitten . . .**

Und nun wird schlicht fortgefahren:

So ist es! Beiderseits von den Spalten der Redaktion umrahmt, wirken von nicht zu übersehender Stelle aus Ihre Anzeigen in der »Literarischen Rundschau« des »Berliner Tageblatts« auf die Leser.

Auf Leser, deren literarische Interessen so allgemein anerkannt sind, daß wir uns Ihnen gegenüber weitere Worte ersparen können.

Wieviele Leser? — Wir erinnern Sie nur an die Auflageziffer der »Literarischen Rundschau«: 250.000 Exemplare unserer Zeitung sind es, die Ihre Anzeigen zu Buch-Käufern sprechen lassen.

Verlangen Sie unsere Vorschläge!

Hochachtungsvoll

Berliner Tageblatt

Das Weltkind kostet per Zeile 9 Goldmark, von den Propheten rechts wie links hätte Peter Altenberg gesagt: Haste Prophete! Ich armer Fötus wollte einmal Weltkind sein und habe es nicht erreicht. Statt meiner erschien ein Hinweis auf Salten, von dem es hieß:

Ein Roman, in dem sich die Farbenpracht des Orients mit europäischer Psychologie und Formstrenge aufs Schönste einen.

Haste Weltkind! Und ich wollte so schlicht bloß die formstrengen »Akten zum Fall Kerr« anzeigen, selbst mit Verzicht auf die Farbenpracht und Psychologie des Haupttitels. Das Berliner Tageblatt hatte im Gegensatz zu seinem Chefredakteur so dringend den Wunsch geäußert, mein Reklamebedürfnis zu befriedigen, daß ich schließlich erlegen bin, aber da hat sich eben der in der Literatur seltene Fall ereignet, daß man bei einer Dame, die einen in der Jerusalemer Straße angesprochen hat, abblitzt. So eine Literatur! Nun, ich habe bereits am 1. Oktober angedeutet, daß ich es vielleicht gar nicht nötig haben werde, da, was die Administration versagt und was der Chefredakteur dem Hauptmitarbeiter zuliebe verweigert, von eben diesem kostenlos gewährt werden dürfte. Ich habe gesagt, daß wenn es meiner Kraft nicht gelungen ist, Berlin zu überzeugen, die Schwäche des Kerr mir helfen wird. Ich habe das Gerücht verzeichnet, daß der größte Schriftsteller im ganzen Land eine Gegenschrift vorbereitet, und nun liegt mir das Buchhändlerbörsenblatt vom 28. September vor Augen, worin es heißt:

Kerr contra Kraus  
Antwort und Abfuhr

Das dürfte eine für die Sortimentler bestimmte Umschreibung für Nebbich sein. Der Titel lautet:

Alfred Kerr  
Literatenparadies

Eine schlichtere Variante für das »Verleumdungsparadies«. Der Untertitel lautet:

Die faden Fehden um den Weltkrieg

Hoffen wir, daß da auch der Fötus nicht zu kurz kommen wird. Dann heißt es:

Erscheint in 8 Tagen

Alle Sortimentler, die das gegen Kerr gerichtete Heft der Fackel verkauften, werden diese scharfe Antwort- und Streitschrift leicht und in großer Anzahl absetzen.

Leicht kartoniert 2 Mk.

Sonderrabatt für Bestellungen vor Erscheinen: — — — —

I. M. Spaeth Verlag Berlin.

Zu spät! Und nicht in 8 Tagen; auch nicht, wie es in einer andern Annonce heißt:

Erscheint Mitte Oktober

Es dürfte mit dieser Schrift noch lange Weile haben, wenngleich nicht so lange wie jene, die sie gemäß ihrem Untertitel erst herbeiführen wird. Es sollen sich gewisse Schwierigkeiten wegen der Stellungnahme zur Apokalypse und zum Leander van Ess ergeben haben. Die Geburt ist schwer, aber als polemisch versierter Fötus könnte ich mit Rat und Hilfe beistehen, um die äußersten Dummheiten zu verhüten. Gewiß, wenn die Leute, die mich umbringen wollen, mich rechtzeitig zuzögen, wäre beiden Teilen viel Schererei erspart. Was nun den Fötus betrifft, so glaube ich, daß auch diese Abfuhr noch nicht die definitive Abtreibung bedeuten wird, und was die faden Fehden betrifft oder das, was die Literaten so treffend Literatengezänk nennen, so fürchte ich, daß es kein Ende haben wird. Immerhin hoffe ich, daß dem Verlag der Fackel erspart bleiben wird, im Buchhändler-Börsenblatt, welches ihm noch offen steht, wie folgt zu annoncieren:

Alle Sortimentler, die diese scharfe Antwort- und Streitschrift verkauften, werden das gegen Kerr gerichtete Heft der Fackel leicht und in großer Anzahl absetzen.

Denn das wird, da er ja die Akten zum Fall Kerr nicht ganz totschiweigen kann, von selbst geschehen. Und dann wird vielleicht doch, was in jenen ist, in der Welt sein. Der kleine Pan ist tot. Vive la bagatelle! Kerrs Verfügungen sind einstweilig. Meine von Dauer!

### Nachschrift

»Kerr am Schreibtisch« — der Schlager auch dieser Berliner Saison — »wird«, wie ein Berliner Leser schreibt, »zum versteinerten Dokument für alle Ewigkeit«. Mit dem Rumänenlied wurde er fertig, mit den faden Fehden nicht. Am 28. September erschien die »Antwort und Abfuhr« in 8 Tagen, mit Sonderrabatt für Bestellungen vor Erscheinen, das dann auf Mitte Oktober verschoben ward. Bald wird es schnei'n. . . Wenn sie bis zum Christkindl nicht erschienen ist, so schreibe ich sie und erwarte gegen diesen . . Plan der Unterschiebung meiner Abfuhr eine einstweilige Verfügung.

---

